



2011 - 2013 HG. • CIL • KARATAY HEM • KARAN • SOMM

DIE NOT MIT DENEN, DIE ANDERS SIND

DIALOGE ZUM ARTIKEL 14 DER EUROPÄISCHEN MENSCHENRECHTSKONVENTION

Die Not mit denen, die anders sind

Dialoge und Begegnungen zum Artikel 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention

Impressum:

Herausgeber:

CIL- Christliche Initiative Internationales Lernen e.V. – Vilbelerstr.36, 60313 Frankfurt am Main, Deutschland; +49 -69-284924 info@cil-frankfurt.de www.cil-frankfurt.de

KARAN – Verband Anti-Drogenbewegung, Warschau; www.karan.pl

Karatay – Halk Egitim Müdürlüğü, Sems Konya, Türkei; abduhacar68@msn.com

SOMM – SelbsthilfeOrganisation von und für Migrantinnen und Musliminnen, Graz; www.somm.at

Redaktion:

Martina Barth, Ute Wannig (ViSdP)

^

Gestaltung: Gamma Thesa Terheyden

Grafikdesign & Layout: Piet Terheyden

Photographien: Maryam Mahammadi; Gabriele Saur-Burmester (Einzelwerke aus Werkstatt: Bilder); Gamma Thesa Terheyden (Werkstatt: Stein)

Zeichnungen: Herbert Brune

Titelbild: Christine Brehm, Acryl auf Leinwand

Impuls: „Kunstbücher 2010“, Gabriele Saur-Burmester

Herstellung: Druckerei ekopi in Karatay, Konya, Türkei 2013

KoordinatorInnen: Dr. Abdullah Acar, Konya; Bożena Szot, Warschau; Khatera Sadr, Graz; Ute Wannig, Frankfurt a. M.

Für den Inhalt dieser Publikation trägt allein die Verfasserin die Verantwortung. Die Europäische Kommission haftet nicht für die Verwendung der darin enthaltenen Informationen.



Wir danken dem Grundtvig-Programm der Europäischen Union



Programm für
lebenslanges
Lernen

Inhaltsverzeichnis

Auskunft
„Durch wen das Buch zustande kam“
„Wer an den Dialogen beteiligt war“
„Worum es geht“
Seite 4

Niemand darf wegen einer Krankheit
diskriminiert werden
„Warschau im Dezember 2011“
Seite 15

Niemand darf wegen der ethnischen Herkunft
diskriminiert werden
„Graz im März 2012“
Seite 39

Niemand darf wegen der sozialen Herkunft
diskriminiert werden
„Konya Mai/Juni 2012“
Seite 59

Niemand darf wegen der Pflege von Angehörigen
diskriminiert werden
„Frankfurt am Main September 2012“
Seite 79

Thesen und Kommentare
„Diskussion erwünscht“
Seite 102

Frankfurt a.M.: CIL - Christliche Initiative Internationales Lernen e.V.

In der Christlichen Initiative Internationales Lernen e.V. (CIL) arbeiten Menschen aus verschiedenen Regionen der Welt ebenso zusammen wie Personen unterschiedlicher sozialer und beruflicher Herkunft. In diesen Prozessen entstehen im Dialog SOZIALE KUNSTWERKE, die sich an den jeweils beteiligten Personen und deren Lebenserkenntnissen orientieren und neue Beziehungsgeflechte zu Mitmenschen ermöglichen. Mit ihrer Arbeitsweise verbindet die CIL das Anliegen nach Gerechtigkeit und Ermutigung zur Teilhabe von Menschen in der Welt. Gegründet wurde die CIL im Jahre 1985 im Rahmen der Sozialen Bewegungen ihrer Zeit. Ihre Ausgangsorte waren Manila, New York City und Frankfurt am Main. Heute existiert die CIL als NGO (ausschließlich in Frankfurt am Main. Die gegenwärtigen Arbeitskontakte verlaufen nach Costa Rica, Guatemala, Benin, Kamerun, Philippinen und zu den europäischen Nachbarstaaten Polen, Österreich, Rumänien und der Türkei und in Deutschland vorwiegend innerhalb der Rhein-Main Region.

Warschau: KARAN – Verband Anti-Drogenbewegung

Frankfurt a.M.: CIL & Netzwerk pflegeBegleitung

Graz: SOMM - SelbstOrganisation von und für Migrantinnen und Musliminnen

Oradea: ASISTENTA SOCIALA SI PROTECTIA COPILULUI - Zentrum Wilhelmina

Die KollegInnen vom Amt für Jugend- und Familienfürsorge aus Oradea in Rumänien konnten leider keine Bewilligung für dieses Projekt bekommen. Die LernpartnerInnen entschieden sich daher, je zwei Personen auf Kosten der jeweiligen VeranstalterInnen einer Werkstatt einzuladen. Die KollegInnen nahmen diese Einladungen an und beteiligten sich. Danke!

Konya: Karatay HEM - Karatay Halk Egitim Müdürlüğü (Erwachsenenbildungszentrum)



TeilnehmerInnen

Aus Deutschland:

Andreas H., Dipl. Ingenieur; **Andreas** R., Theologe, Sozialarbeiter; **Barbara** H., Sozialarbeiterin, Supervisorin; **Christine** B., Sozialpädagogin, Lehrerin; **Fatma** O., türkisch, Pflegebegleiterin; **Gabriele** S.-B., Künstlerin; **Georg** L., Pflegebegleiter; **Gisela** B., Pflegebegleiterin; **Grigor** S., Pflegebegleiter; **Herbert** B., Berufsschullehrer a.D.; **Inez** H., Juristin; **Inge** U.W.; **Ingrid** D. Grafikerin; **Jan** C., tschechisch, Pflegebegleiter; **Lucy** G., polnisch, Pflegebegleiterin; **Marguerite** B. Buchhalterin; **Marlies** R., Sozialarbeiterin; **Martina** B., Verlagskauffrau; **Martina** G., Sozialpädagogin; **Monika** H.W., Unterrichtsschwester, Soziologin; **Nadja** L. Anthropologin; **Pia** A.R., Theologin; **Rebekka** R. Polizeikommissarin; **Thesa Gamma** T., Künstlerin; **Uschi** L., Pflegebegleiterin; **Ute** W., Soziologin, Soziale Kunst; Dr. **Winfried** B., Physiker; **Yan** R., Soziologe, Sozialarbeiter; **Zehida** J., bosnisch, Pflegebegleiterin

Aus Polen:

Teilnahme an allen Werkstätten:

Anna R., Künstlerin, KARAN; **Bożena** S, Sozialpädagogin, KARAN, Koordination; **Danuta** S., Lehrerin, Sozialanimateuer, Übersetzerin; **Daria** J., Künstlerin, KARAN; **Konrad** S., freischaffender Künstler; Priester **Paweł** R., Therapeut, KARAN; **Sandra** B., Patientin; **Weronika** M., Patientin

Patienten aus Radom und Warschau, die an der Werkstatt in Polen teilgenommen haben:

Anna N.; **Anita** M.; **Daniel** Sz.; **Grzegorz** D.; **Izabela** G.; **Kacper** W.; **Katarzyna** M.; **Krzysztof** Sz.; **Marta** K.; **Martyna** S.; **Mateusz** G.; **Olaf** T.; **Paulina** S.; **Patryk** K.; **Paweł** K.; **Sandra** C.; **Tomasz** Ł.; **Weronika** M.; **Wojciech** Sz.

Eltern der Patienten, die an der Werkstatt in Warschau teilgenommen haben:

Agnieszka D.; **Anna** G.; **Barbara** S.; **Beata** S.; **Dorota** B.; **Dorota** Sz; **Jan** M.; **Leszek** K.; **Mariola** J.

Betreuer/Therapeuten, die an der Werkstatt in Polen teilgenommen haben:

Anna Ch., Pädagogin, Therapeutin; **Agnieszka** K., Psychologin; **Justyna** W., Pädagogin, Therapeutin; **Łukasz** N., Betreuer; **Marta** K., Psychologin, Therapeutin

Senioren, die an der Werkstatt in Polen teilgenommen haben:

Barbara Ł.; **Danuta** J.; **Jan** K.; **Krzysztof** T.; **Maria** M.; **Teresa** Z.

Aus Konya:

Abdullah A., Koordination; **Berrin** E., Kunst; **Fatma** G., Teilnehmerin; **Ibrahim** G., Vize Direktor Karatay Halk Egitim Merkezi; **Mehmet** S., Vize Direktor Karatay Halk Egitim Merkezi; **Nazan** D., Teilnehmerin; **Nilüfer** T., Künstlerin; **Osman** Ö., Direktor Karatay Halk Egitim Merkezi; **Pinar** Ş., Künstlerin; **Sümeyye** A., Teilnehmerin; **Ülkü** G., Teilnehmerin

Aus Graz:

Bambo R., Künstler; **Daniela** P., Projektmitarbeiterin beim SOMM, derzeit in Karenz; **Fatma** H., Projektmitarbeiterin „Sozial- und Gesundheitsassistenz RAHMA“ **Hasnie** A., Künstlerin; **Helga** S., Bildungsberaterin beim SOMM, Historikerin; **Joachim** H., Sozialpädagoge und Historiker; **Kalliopi** D., Ehemalige Sprachtrainerin; **Karima** M., Kinderbetreuerin im SOMM; **Katarina** A., Studentin und Polnische Dolmetscherin; **Khatera** S., Obfrau und Projektmitarbeiterin von SOMM, Außerschulische Jugendarbeiterin; **Roswitha** a.H., Leiterin von SOMM- Sozialarbeiterin; **Maryam** M., Fotografin; **Noha** S., Projektmitarbeiterin „Elternbegleitung“; **Raisa** R., Projektmitarbeiterin „Sozial- und Gesundheitsassistenz RAHMA“; **Ronas** B., Projektmitarbeiterin im SOMM „Sozial- und Gesundheitsassistenz RAHMA“; **Samson** O., Künstler; **Selma** E., Künstlerin; Solaleh H. A., Trainerin für Politische Bildung im SOMM- Politikwissenschaftlerin; **Tuba** S., Projektmitarbeiterin „Elternbegleitung“; **Torkan** S. „Ehemalige Projektmitarbeiterin“ „Sozial- und Gesundheitsassistenz RAHMA“

Aus Rumänien:

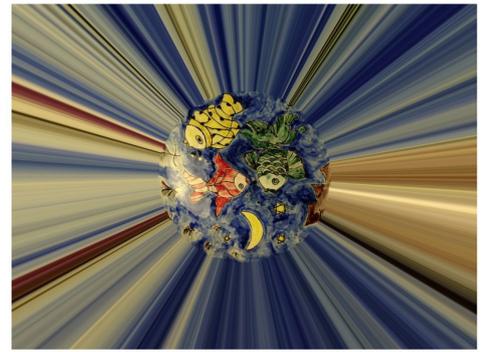
Cornelia-Ingrid M., Psychopädagogin; **Horia** J., Ingenieur; **Ildiko** Sz., Sozialarbeiterin; **Ojica** R., Psychologin; **Ovidiu** P.C., Rechtsanwalt; **Puia** Lucian C., Rechtsanwalt; **Vasile** B., Inspector

Widmung:

Wir widmen dieses Buch unserer sehr geliebten Kollegin, **Fatma** Gül.
Sie ist am 28.10.2012 mit Ibrahim, ihrem Ehemann und ihrem Sohn Achmed bei einem Autounfall in der Nähe von Konya ums Leben gekommen.

**„Oh Allah, wenn ich Dich aus Furcht vor der Hölle anbete,
verbrenne mich in der Hölle,
und wenn ich Dich in Erwartung des Paradieses anbete,
schließe mich vom Paradies aus.
Wenn ich Dich aber um Deiner selbst willen anbete,
dann versage mir nicht Deine ewige Schönheit.“**

Mystikerin Rabi‘al-‘Adawia, Basra, 714 -801



Arbeitsanleitung zum Buch

Die Europäische Menschenrechtskonvention - unser Gemeingut

In dem vorliegenden Buch geben wir Einblicke in die Erfahrungen, die während unserer Dialogarbeit von den daran Beteiligten in den Jahren 2011 bis 2013 gemacht wurden. Über eine Auswahl von Texten und ihre Bebilderung erfahren die Leser von den Inhalten der einzelnen Werkstätten (Kapitel 1 bis 4), zu dem die Kooperationspartner nach Warschau, Graz, Konya und Frankfurt am Main eingeladen hatten. In dem abschließenden 5. Kapitel läuft es auf Rückblicke und Widersprüche hinaus: auf Hypothesen, die im Rahmen der gemeinsamen Arbeiten geäußert - oder eben auch im Nachhinein reflektiert wurden.

Die Europäische Menschenrechtskonvention ist unser geistiges und gesellschaftliches europäisches Gemeingut. In der Gegenwart erscheint es zu Zeiten, als definiere sich Europa allein über die Macht der Banken und den Wert des Geldes, als bestimme das Geld darüber, ob es mit Europa weitergehe oder nicht. In den Schatten gerät dabei, dass Europa nicht am Geld scheitern wird, vielmehr aber an der Veruntreuung und Verletzung der von den europäischen Ländern erarbeiteten einklagbaren Grundrechte insbesondere dann, wenn einer Person oder einer Personengruppe ein solches Recht vorenthalten wird. Der Artikel 14 verweist auf Motive von Diskriminierung und untersagt die Beeinträchtigung der in der Konvention genannten Grundrechte.

In den nun folgenden Abbildungen und Ausschnitten aus den Arbeiten zum Thema Diskriminierung geht es uns immer wieder um die Reflexion des Geschehenen und um die Ermutigung jedes Einzelnen, sich mit eigenen Gedanken zu beteiligen.

Worum es geht:

In den Dialogen geht es um Erfahrungen von Diskriminierung Einzelner und betroffener Minderheitengruppen und um die sich daran anschließenden Reflexionen zwischen jeweils Betroffenen und den anwesenden ‚Nicht‘-Betroffenen. Unterschiedliche Gestalten von Diskriminierung mögen die Haltung des Respektes vor Menschen mit anderer Lebensweise/ Aussehen/ Herkunft stärken. Hiermit werden nicht allein die individuell gemachten latenten und offenbaren Erfahrungen adressiert, sondern auch die der ‚Anderen‘. Dieser Andere ist in seiner Eigenheit zumeist ‚nicht erkannt‘. Die Dialogarbeit lädt dazu ein, diesen Anderen kennenzulernen und die Unkenntnis als eine der Wurzeln von Rassismus/ Xenophobie/ Diskriminierung bewusst werden zu lassen.

Die Dialog-Arbeit zu Aspekten der Diskriminierung, wie sie in dem Artikel 14 der Europäische Menschenrechtskonvention formuliert sind, ist ein Beitrag zur Menschenrechtsbildung der Menschen in der EU und ihrem Denken über den Zustand der Menschenrechte.

In der Europäischen Union halten viele Menschen Menschenrechtsverletzungen für eine Ausnahme oder für das Ergebnis des Fehlverhaltens einzelner Staatsbediensteter. Das Tolerieren von Verstößen, die für viele Verfahrens- und Formverletzungen zu sein scheinen, bestätigt die Notwendigkeit einer interkulturellen innereuropäischen Menschenrechtsbildung. Europa ist heute ohne eine Verpflichtung gegenüber den Menschenrechten nicht vorstellbar. Hierzu gehört der Begriff der Gleichstellung in Hinblick auf die Würde des Menschen und in Hinblick auf die Ebene des sozialen Zusammenhaltes mit dem Begriff der Solidarität.

Die Beteiligten und ihre Motivation

Die Dialog-Beteiligten kamen aus dem Umfeld und aus dem Kreis der MitarbeiterInnen der vier an der Lernpartnerschaft beteiligten Einrichtungen und Organisationen mit Aufgaben in der Suchttherapie und Prävention (KARAN, Polen), der Selbsthilfetätigkeit und Vernetzung von Muslima und Migrantinnen (SOMM, Graz), dem Auftrag der Erwachsenenbildung insbesondere für benachteiligte Bevölkerungsgruppen (KARATAY, KONYA) und der Experimentellen internationalen Arbeit mit und zur Teilhabe benachteiligter Bevölkerungsgruppen (CIL, Frankfurt am Main). Die Motivation zu diesem Projekt lag in dem Vertrauen der Partnerorganisationen, das sie aus vorausgegangenen dialogischen Arbeiten in den Jahren 2008 bis 2010 (Grundtvig-Lernpartnerschaft) zueinander gewonnen hatten. Bei diesen Arbeiten galt die Diskursfähigkeit als die bevorzugte Zielsetzung der Zusammenarbeit. Sie bildete die Grundlage für das folgende Projekt der Menschenrechtsbildung, das ohne Diskursivität nicht leben kann. In der internationalen Arbeit mit Erwachsenen, in zahlreichen Begegnungs- und Austauschprogrammen gelingt ein offener Schlagabtausch nur selten. Zu groß ist die Angst davor, unhöflich zu erscheinen, zu stark die Unsicherheit im Verhalten. Europa leidet an dieser ‚Zahmheit‘ seiner BürgerInnen, die mit dieser Verweigerung der Konfrontation nur scheinbar Interesse füreinander entwickeln und nicht wirklich Barrieren abbauen.

Verlockung und Ermöglichung

Die Komplexität und Emotionalität, die das Thema des Vorhabens birgt, verlangte in gewisser Hinsicht eine Ablenkung. Sich auf Kunst – ein Bild zu malen, eine Plastik zu kneten, einen Stein zu behauen – einlassen, kann eine verhärtete Meinung für den Zeitraum des Schaffens ‚aufbrechen‘ und eine andere Wirklichkeit andeuten. Mit künstlerischen Arbeiten zu dem, was von den von Diskriminierung Betroffenen mitgeteilt wurde, bis hin zur Reflexion in der gesamten Dialoggruppe haben wir den Versuch der Vertiefung über das ästhetische Schaffen konstruiert. Der Ausgangsimpuls des/der KünstlerIn zum Thema wird zum Katalysator für die Befassung der TeilnehmerInnen mit sich selbst, ihren Erfahrungen und Meinungen zu im Artikel 14 genannten Gestalten der Diskriminierung.

Europäische Menschenrechtskonvention

Art. 2 Recht auf Leben Art. 3 Verbot der Folter Art. 4 Verbot der Sklaverei und der Zwangsarbeit
Art. 5 Recht auf Freiheit und Sicherheit Art. 6 Recht auf ein faires Verfahren Art. 7 Keine Strafe ohne Gesetz Art. 8 Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens Art. 9 Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit Art. 10 Freiheit der Meinungsäußerung Art. 11 Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit Art. 12 Recht auf Eheschließung Art. 13 Recht auf wirksame Beschwerde Art. 14 Diskriminierungs-verbot Art. 15 Abweichen im Notstandsfall Art. 16 Beschränkungen der politischen Tätigkeit ausländischer Personen Art. 17 Verbot des Mißbrauchs der Rechte Art. 18 Begrenzung der Rechtseinschränkungen

(aus: Wikipedia)

Artikel 14

Diskriminierungsverbot

Der Genuss, der in dieser Konvention anerkannten Rechte und Freiheiten (2 bis 18) ist ohne Diskriminierung insbesondere wegen des Geschlechts, der Rasse, der Hautfarbe, der Sprache, der Religion, der politischen oder sonstigen Anschauung, der nationalen oder sozialen Herkunft, der Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit, des Vermögens, der Geburt oder eines sonstigen Status zu gewährleisten.

Es geht uns um die Reflexion, zu ihr werden alle ermutigt.

Der Dialog fließt über die Arbeitsfelder der Partnerorganisationen (Kurse mit AnalphabetInnen, Gesundheitsberatung, Altenarbeit, Gesundheitspflege, Sozialtherapie, ethnische Minderheiten) unmittelbar an Benachteiligte und von Diskriminierung gefährdete Bevölkerung.

Von Diskriminierung Betroffene nehmen als Lehrende und Lernende an den Werkstätten teil.

Sie haben dort einen Part als Akteure und gewinnen an Selbstvertrauen und Kompetenz. Sie wählen Stoffe aus, die dem eigenen Leben entnommen sind und bereiten diese zur Vertiefung des Artikel 14 vor. Über die künstlerischen Arbeiten vertiefen sie sich auch in Erfahrungen, die dem Leben anderer entnommen sind.

Die folgenden Kapitel erzählen von dieser Arbeit und geben Einblicke in die Werkstätten, die Schwerpunkte und wie wir damit umgegangen sind.

Mit Werkstätten bezeichnen wir das handwerkliche Bearbeiten eines Stoffes, einer geistigen oder sinnlich wahrnehmbaren Materie.

Werken = Verändern = Wirken. Jeder ist ist beteiligt!

„Niemand darf wegen einer Erkrankung diskriminiert werden“ Warschau

„Niemand darf wegen der ethnischen Herkunft diskriminiert werden“ Graz

„Niemand darf wegen der sozialen Herkunft diskriminiert werden“ Konya

„Niemand darf wegen der Pflege von Angehörigen und Freunden diskriminiert werden“

Frankfurt a. M.

„Thesen und Kommentare – Diskussionen erwünscht“

Ute Wannig, CIL, Frankfurt a. M. Juni 2013



KARAN

Warschau - Polen

Thema:

Die Not mit denen, die anders sind.

„Niemand darf wegen einer Krankheit diskriminiert werden.“

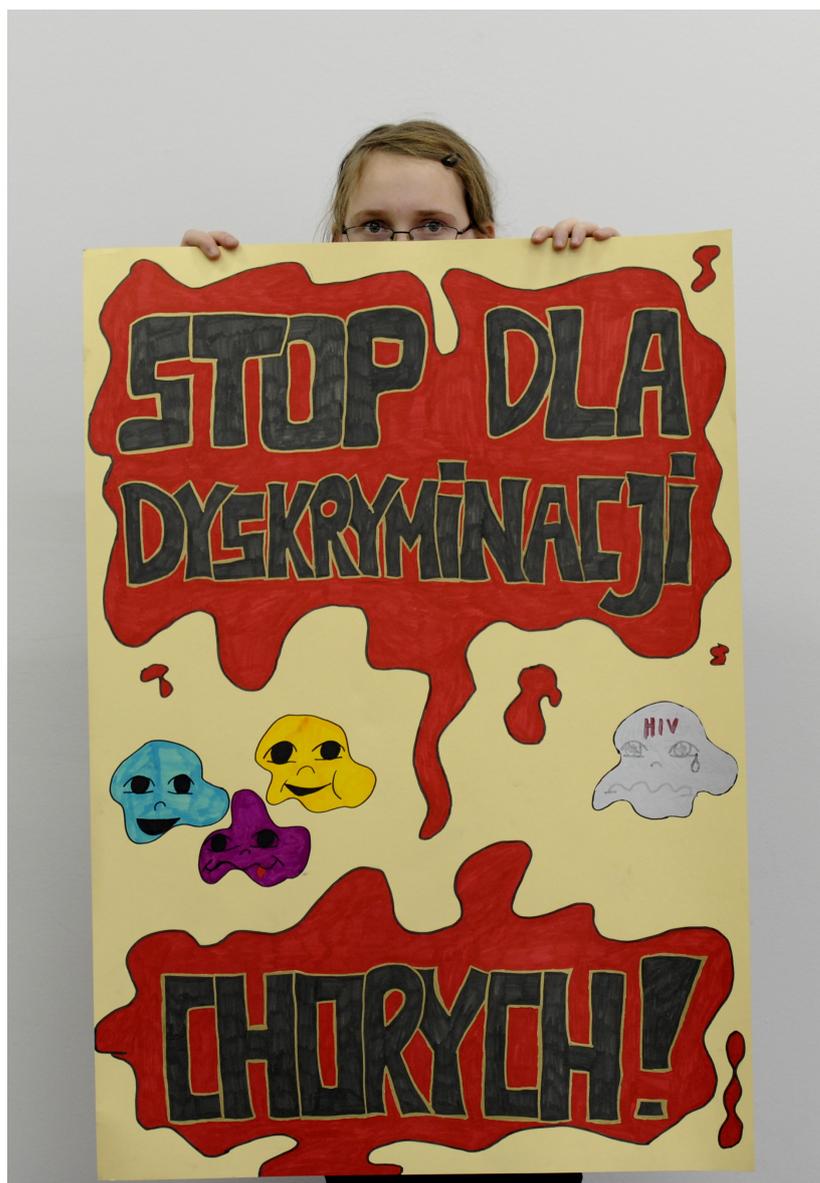
Die erste Werkstatt fand in Warschau statt.

KARAN, eine katholische Organisation in Warschau/Polen, engagiert sich in der Therapie von Suchtkranken und in der Suchtprävention. Für die drei Tage hatte sie eine intensive Präsentation als Grundlage des Dialogs zwischen den PatientInnen und ‚Anderen‘ vorbereitet.



Karan ist eine gemeinnützige Organisation, die Hilfe für bedürftige Erwachsene, Kinder, Jugendliche und ihre Eltern anbietet. Die Aufgabe besteht in den therapeutischen und psychologischen, sozialen und geistigen Hilfeleistungen für Personen, die sich in einer schlechten Lebenslage (Eltern, Kindern, Jugendlichen, ältere Personen, Erwachsene) befinden. Karan arbeitet vor allem mit Personen, die von bewusstseinsverändernden Stoffen abhängig sind und die, aufgrund ihrer psychotischen und sozialen Probleme sehr oft aus der Gesellschaft ausgegrenzt sind. Der weitere zentrale Tätigkeitsbereich von Karan ist die Arbeit mit gewalttätigen Jugendlichen und mit Kindern aus sozial schwachen Familien, wobei man einen besonderen Stellenwert der Arbeit mit der ganzen Familie beimisst. Eine weitere gesellschaftliche Gruppe, die oft unter Ausgrenzung und Diskriminierung leidet, sind die älteren Leute. Für diese Gruppe bietet Karan spezielle Hilfe. Besonders wichtig ist hier die Verbreitung von gesundem Lebensstil, die Organisation von Selbsthilfegruppen, die Möglichkeit der Teilnahme an verschiedenen Aktivierungsangeboten, wie das der „Universitäten des Goldenen Alters“ oder „Club Fair Play“.

Karan richtete eine der vier internationalen Werkstätten mit der Malerin Anna Rychter, Radom und dem Künstler Konrad Salagan, Warschau als assoziierte Partner aus.



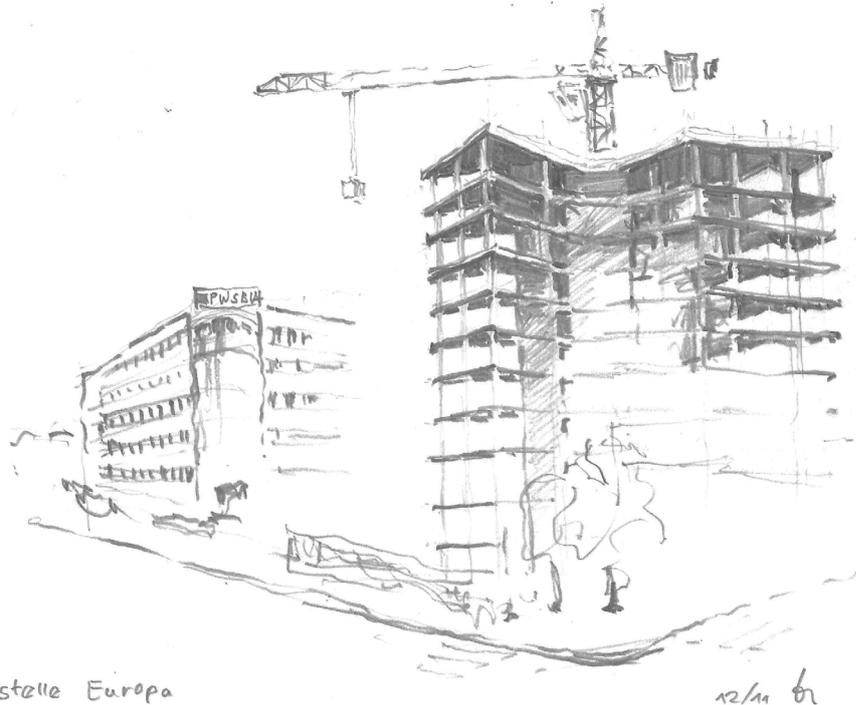
Die Not mit denen, die anders sind.

„Niemand darf wegen einer Krankheit diskriminiert werden.“

Fundacja „Polska- Wiek XXI”

ul. Bobrowiecka 9

00-728 Warszawa



Baustelle Europa

07.12.2011

19.30 – gemeinsames Willkommenabendessen

08.12.2011

10.00 – Workshopsbeginn (Saal der Spiegel)
11.30 – Kaffeepause (Saal der Spiegel)
12.00 – Präsentation der Arbeiten zum Thema Diskriminierung von psychisch kranken Menschen – Erfahrungen von Patienten und ihren Eltern
13.00 – Mittagessen
14.00 – Präsentation der Arbeiten zum Thema Diskriminierung von psychisch kranken Menschen – Erfahrungen von Patienten und ihren Eltern
15.30 – Kaffeepause
16.00 – Tagesabschluss
17.00 – Abendessen
17.45 – Treffen vor dem Hotelrezeption – Fahrt in die Stadtmitte
19.00 – Abendprogramm – Besuch in der Staatoper „Don Giovanni“ von Wolfgang Amadeus Mozart
Abend zur freien Verfügung

09.12.2011

10.00 – Tagesbeginn – Einführung in den Künstlerwerkstatt mit
Anna Rychter
Konrad Salagan
Daria Janiak (Saal C-101)
11.30 – Kaffeepause
12.00 – Künstlerwerkstatt
13.00 – Mittagessen
14.00 – Künstlerwerkstatt
15.30 – Kaffeepause
16.00 – Künstlerwerkstatt
18.00 – Tagesabschluss
18.30 – Abendessen
Abend zur freien Verfügung

10.12.2011

10.00 – Tagesbeginn (Saal A-123) – Präsentation der Arbeiten aus dem Künstlerwerkstatt
11.30 – Kaffeepause
12.00 – Schlussfolgerungen für das Thema „Niemand darf aufgrund einer Erkrankung diskriminiert werden“ aus der gemeinsamen Arbeit
13.00 – Mittagessen
14.00 – Schlussfolgerungen „Niemand darf aufgrund einer Erkrankung diskriminiert werden“ aus der gemeinsamen Arbeit
15.30 – Kaffeepause
16.00 – Abschluss
18.00 – Abendessen



Die GastgeberInnen berichten

Positiv bewerten wir die Kommunikation und hier vor allem die entsprechende Zahl von Übersetzerinnen. Während der ganzen Werkstatt arbeiteten wir mit mindestens zwei Übersetzerinnen, was die Kommunikation deutlich erleichtert hat. Die TeilnehmerInnen konnten miteinander auf verschiedenen Ebenen kommunizieren, nicht nur durch Sprache, auch durch Musik, Kunst, kleine Dramen. Am letzten Tag war deutlich, wie sehr die Musik alle näher brachte (gemeinsames Singen und Spielen von Patienten und Gästen).

Positiv bewerten wir auch den Werkstattverlauf, alle geplanten Schritte wurden realisiert. Dennoch denken wir inzwischen, dass man sich noch mehr Zeit für die Schlussfolgerungen und Diskussion nehmen sollte.

Wir denken, dass es vielleicht wichtig wäre, noch einen Englisch-Übersetzer um Hilfe zu bitten, denn manche Gäste sprachen nur Englisch.

Schwierig war auch, dass die Werkstatt in vielen verschiedenen Räumen stattfand. Durch die Größe des Konferenzentrums war es oft eine Herausforderung, den entsprechenden Raum zu finden.



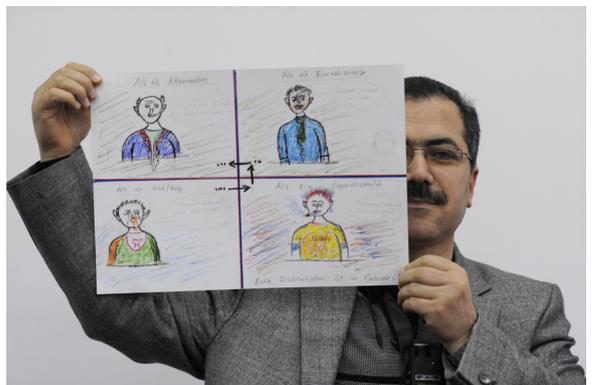
Die Teilnahme von Patienten und ihren Eltern war für uns unabdingbar. Durch ihre Zeugnisse konnten die Gäste verstehen, was es bedeuten kann, aufgrund von Krankheit diskriminiert zu werden. Die Zeugnisse verursachten echtes Mitgefühl und sie öffneten den Weg in das innere Erleben von Betroffenen. Die Zeugnisse verminderten auch Distanz zwischen Betroffenen und Gästen. Man konnte über Diskriminierung diskutieren, nicht nur theoretisch, vor allem aus der konkreten Perspektive eines Menschen.

Hier sehen wir aber auch eine Gefahr der einseitigen Sichtweise. Im Fall unserer Patienten ist die Grenze zwischen „Opfer“ und „Täter“ oft sehr schmal. Die Patienten in ihrer Krankheit bereiteten ihren Angehörigen oder anderen Menschen durch Lügen, Stehlen, Aggression, Prostitution usw. oft sehr viel Leid. In unseren Gesprächen fehlte die Bereitschaft, dieses auch zu sehen. Die Gespräche konzentrierten sich hauptsächlich auf den Täter und wir sahen alles in Schwarz-Weiß (Täter: schlecht, Opfer: gut). Damit laufen wir Gefahr, selbst die Menschen, die diskriminieren, zu diskriminieren. Deswegen denken wir, dass wir uns jetzt mehr auf die Motive konzentrieren sollten; also warum lehnen die anderen Menschen Drogenabhängige ab (Angst, schlechte Vorerfahrungen, fehlendes Wissen usw.)? Denn wenn wir selbst anfangen, die Menschen, die diskriminieren zu verurteilen und zu diskriminieren, verschließen wir uns die Möglichkeit, ins konstruktive Gespräch zu kommen und laufen große Gefahr, unsere Diskriminierung als gerechtfertigt anzusehen (denn wir verurteilen die „Täter“). Der Kreis wird sich dann schließen.



Für unsere Patienten ist Kunst eine Form von Therapie. Neben der Werkstatt haben Patienten in den stationären Einrichtungen Kunsttherapie. Deswegen sind wir schon lange davon überzeugt, dass Kunst eine sehr gute Methode ist, sich mit schwierigen Gefühlen, Erlebnissen zu konfrontieren und sie auch auszudrücken, sich von ihnen zu befreien. Es ist oft viel leichter durch Kunst unser Inneres auszudrücken als durch Worte. Diesen Eindruck hatten wir auch bei der Werkstatt. Unsere Patienten sagten uns nach der Werkstatt, dass sie sich richtig gut gefühlt haben, denn das, was sie geschaffen haben (was ihr Inneres widerspiegelte), war für die anderen Teilnehmern wichtig, es wurde geschätzt.

Team von KARAN, Dezember 2012





Mittendrin

– Ästhetische Vertiefung des Themas –

Ein Gespräch über zwei ausgewählte Bilder

Frage:

Was könnt ihr in dem Bild erkennen in Hinblick auf unser Thema „Niemand darf aufgrund von Krankheit diskriminiert werden“?

Was könnt Ihr auf dem Bild erkennen in Hinblick auf Verletzungen, Motive für Diskriminierungen, Opfer-Täter-Helfer?

Das Gespräch zur Vorbereitung auf den abschließenden Fishbowl nimmt in Blick:

„Die Not mit denen, die anders sind“.

Was habe ich in Bezug auf Diskriminierung von Anderen erfahren, was neu, fremd, irritierend... für mich gewesen ist?

Erläuterung „Fishbowl“ aus Wikipedia:

Fishbowl ist eine Methode der Diskussionsführung in großen Gruppen. Die Methode hat ihren Namen nach der Sitzordnung: sie gleicht einem Goldfischglas, um das die Teilnehmer im Kreis herumsitzen.

Ausführliche Erläuterungen unter:

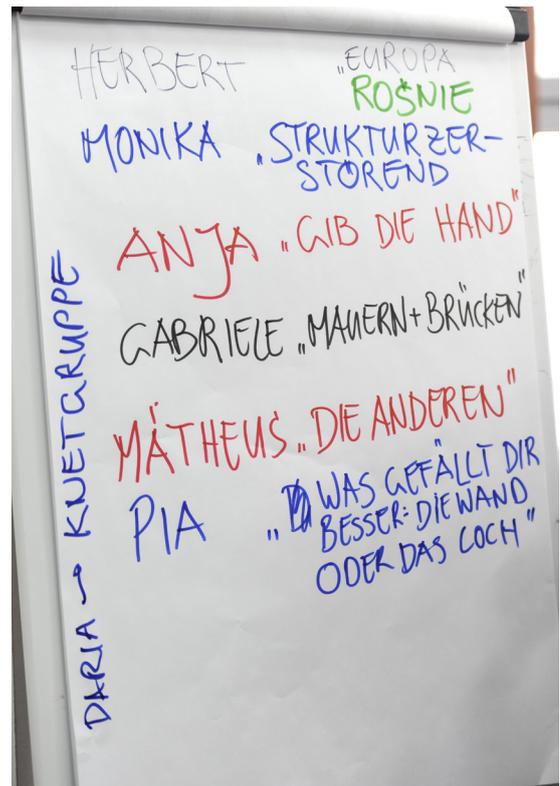
http://elearning.uni-bielefeld.de/wikifarm/fields/ezw_methodenpool/field.php/Fishbowl/Fishbowl

Bildbetrachtungen zweier ausgewählter Exponate:

1. Exponat

Bild: „Die Andere“ von Matheus (Patient)

Assoziationen: Was könnt ihr in dem Bild erkennen in Hinblick auf unser Thema „Niemand darf aufgrund von Krankheit diskriminiert werden“?



Khatera: Ein kranker Mensch ist wie eine Blume, die Leben braucht.

Ildiko: Die Blume ist wie ein Schiff in einem Meer.

Thesa: Man kann eine Rose erkennen, ganz filigran, und außen herum ist eher ein Gewirr zu sehen. Auch gibt es vier Linien, die von außen in die Mitte gehen. Die Rose ist klar erkennbar, während das andere eher unscharf wirkt.

Lukasz: Der Mensch ist wie eine Blume und braucht festen Boden, festen Grund zum Leben.

Khatera: Obwohl er krank ist, halten die Menschen Distanz.

Roswitha: Der Diskriminierte ist in der Mitte und nicht am Rand.

Christine: Mir fällt das Märchen von Dornröschen ein. Das Mädchen in diesem Märchen ist von den Dornen geschützt und durch die Dornenhecke auch versteckt.

Lukasz: Ich assoziiere mit der Darstellung eine Rose. Wenn der Mensch jedoch nach einer Rose greift, wird er durch die Dornen verletzt.

Olaf (Patient): Die Rose in der Mitte symbolisiert den Menschen, manche Blätter der Rose sind schwarz; d.h., der Mensch ist krank. Um diesen Menschen sind Menschen, die etwas weiter entfernt sind und einige die näher stehen. Die Linien symbolisieren für mich die Menschen, die ganz nahe sind, also die Familie und die Freunde und diese ziehen den kranken Menschen. Die Rose (der Kranke) wächst auf einer flachen Ebene und ist isoliert, denn das flache Gebiet ist leer.

Khatera: Das Bild zeigt mir, dass es Möglichkeiten des Kontaktes gibt, also Wege für Lösungen.

Roswitha: Für mich ist am Rand viel in Bewegung, während innen die Blume erstarrt ist, es ist keine Bewegung, sie ist nicht aktiv, sie wartet.

Ildiko: Die Blume ist zwar krank, aber sie ist geöffnet, d.h. sie möchte Hilfe.

Abdullah: Der kranke Mensch in der Rose sagt immer „Hilf mir“, aber niemand hört seine Stimme.

Christine: Es gibt Verbindungen von innen nach außen, ganz zart, wie Tautropfen, wie Spinnenweben.

Roswitha: Die Menschen, die außen stehen, diesen gefällt es, auf die kranke Person zu schauen, sie bleiben in der Reihe, in der Gruppe und sind zufrieden und keiner bricht aus.

Thesa: Für mich ist das keine geschlossene Gesellschaft, nein, die Struktur ist nicht geschlossen, einzelne brechen heraus.

Christine: Die Rose ist eine besonders schöne Blume, die für andere schön sein soll, sie wird gerne geschenkt. Das Eigene, das schön sein soll, sieht man hier nicht.

Thesa: Ich erinnere mich an die Geschichte des kleinen Prinzen von Antoine de Saint-Exupéry. In ihr will die Rose bewundert werden, um ihrer selbstwillen. Der Prinz kommt nicht an sie heran, weil sie einen dicken Mantel um sich trägt. Man könnte meinen, dass der diskriminierte Mensch es ‚gerne‘ hat, diskriminiert zu werden. Doch das ist zu einfach angedacht.

Roswitha: Die Rose ist sehr stolz und möchte sich unterscheiden. Sie will nicht wie alle anderen unscheinbar in der Masse sein, und sie ist doch eingeschlossen. Aber man muss sie auch so lassen im Anderssein.

Olaf: Man sieht auch Knospen. In der Mitte blüht sie auf, sie ist offen, sie ist zweifarbig blau und dunkel, während das Dunkle die Diskriminierung symbolisiert. Dieser Person ist das bewusst, dass andere sie diskriminieren. Die Knospen die am Rande sind, sind neu und wissen nichts über die Diskriminierung.

Jetzt hat der Künstler das Wort:

Matheus: Alle diese Interpretationen waren ganz gut, natürlich waren sie individuell und entsprachen auch zum Teil meinen Gedanken.

Auch gab es manche Aussagen, die überraschend waren, die ich aber jetzt nicht mehr so wiedergeben kann. Bei dem Malen des Bildes habe ich an Antidiskriminierung gedacht. Die Rose ist für mich die diskriminierte Person, am Rande befinden sich die vielen Menschen, diese Menschen sind nicht ganz nahe, aber auch nicht so weit entfernt. Wie wir sehen, ist die Rose eine innerlich reiche Person und hat viel Ehre an sich. Jedoch wollen die anderen dies nicht sehen oder nicht akzeptieren. Die dünnen Fäden sollen bedeuten, dass diese Person Kontakt benötigt und Kontakt sucht.





2. Exponat:

Bild: „Arche Noah“ von Ibrahim (auf Papier)

Anna: Ich sehe ein Schiff. Und egal, wer in das Schiff einsteigt, es bleibt Frieden zwischen den Passanten.

Anne: Für mich hat das Bild eine klare Aussage. Noahs Schiff ist das neue Schiff, wie es damals war in der Zeit von Noah, alle lebendigen Wesen wurden eingeladen. Dies wird in dem Bild symbolisiert durch die Zeichen der Religionen. Es gibt keine Ausnahmen, alle können rein, so sollen wir auch alle Menschen in unser Herz einschließen, unabhängig welcher Religion sie angehören.

Konrad: Seit hundertern von Jahren steht die Welt am Rande von Konflikten und Katastrophen. Der Künstler des Bildes hat mit dem Archetyp unsere ganze Kultur begriffen. Denn seit ca. zwei Wochen sind wir sieben Milliarden Menschen und das ist einerseits nicht gut. Wenn wir auf Noah zurückgreifen, war es auch damals eine negative Situation. Somit zeigt der Künstler auf, was wir zur Überwindung heute tun müssen, um die Welt zu retten. Es gibt keine Teilung, die Situation ist nicht einfach, aber wir müssen etwas tun, damit die Welt weiter geht. Wenn wir uns nicht verständigen, dann kommt unweigerlich die Katastrophe, dann hilft uns auch das Schiff nicht mehr.

Khatera: Wichtig sind die Wellen, wie Lebenswellen. Und dass dort „Allah“ geschrieben ist. Hierin wird eine Gemeinschaft gezeigt und darauf hingewiesen, dass wir in dieser Lebensphase eine Einheit sind.

Gabriele: Das Bild ist in angenehmer heller Farbe gemalt und die wärmste Farbe, das Gelb, ist im Boot selbst.

Khatera: Wenn wir alle einen gemeinsamen Gott haben, dann hat uns dieser befohlen, dass wir alle gleich sind und deshalb liegt auch darin die Möglichkeit für Antidiskriminierung.

Agnieszka: Die Arche ist ein Symbol für Rettung. Das Meer hat viele Wellen, wie das Leben schwierige Situationen für Menschen hat. So wie die Wellen eine Gefahr für das Schiff bedeuten können, so sind diese Situationen auch Gefahr für uns Menschen. Trotz dieser Gefahr scheint mir jedoch, dass das Schiff sehr stabil ist und voll von Ehre. Ich assoziiere damit das Herz der Menschen. Wie das Schiff alle aufnehmen kann, kann auch das Herz alle Menschen aufnehmen. D.h., dass unser Herz die Welt retten kann und es hängt davon ab, inwieweit wir bereit sind. Wenn wir auf unser Herz/ Schiff schauen, können wir optimistisch werden.

Khatera: Alle Religionen sind im Schiff zusammen vereint, Diskriminierung hat keinen Platz.

Konrad: Dies ist die archetypische Form. Die Geschichte von Noah steckt ganz tief in unserer Kultur. Der Vergleich Schiff und Herz hat mir gut gefallen. Es geht nicht um die Einzelheiten, sondern um die gesamte Idee.

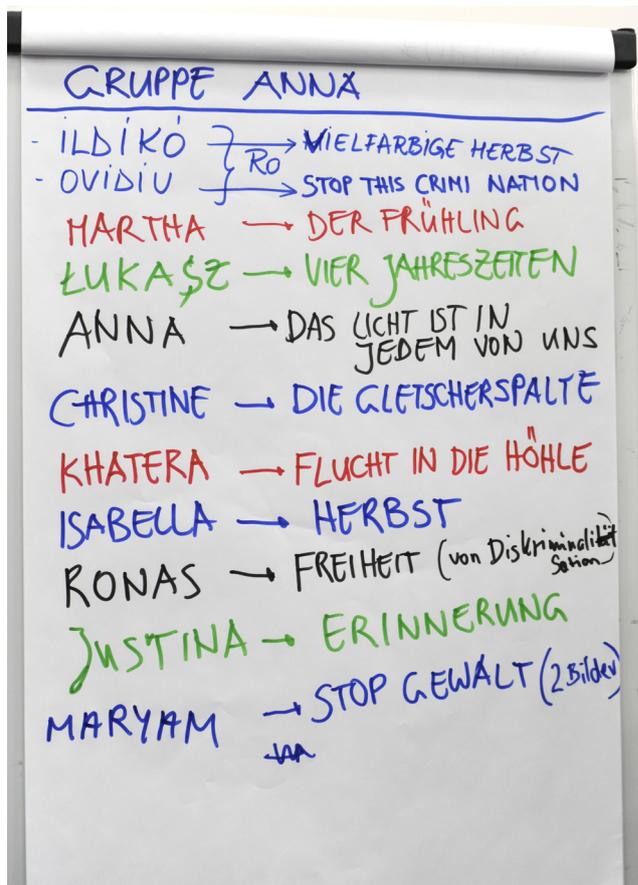
Gabriele: Es scheint mir, dass die Noah-Geschichte in den Religionen etwas anders ist. In der christlichen Tradition rettet Noah immer zwei einer Art. In der muslimischen Tradition lädt Noah alle ein, aber es kommen nur die Gläubigen und die Tiere.

Isabella: Es wurde schon viel gesagt. Wichtig ist, dass unabhängig davon, woher wir kommen (Religion, Hautfarbe), es etwas gibt, was uns verbündet und das ist Gott und dass wir Brüder und Schwestern sind.

Mutter von M: Gott hat uns die Botschaft gegeben und die Erde geschaffen. Auf dem Bild ist die Erde in der Mitte. Darin liegt die religiöse Botschaft: Dass jeder wählen darf, was ihm am meisten am Herzen liegt. Es ist eine Wahl, aber auch ein Auftrag, sich um die Harmonie zu kümmern.

Khatera: Es ist möglich, die Diskriminierung zu wählen.

Agnieszka: Es ist leichter, die Welt durch das Herz zu betrachten als durch den Kopf.



Jetzt hat der Künstler das Wort:

Ibrahim: Alle Meinungen sind meiner Meinung ganz nahe. Sie sind der gleichen Ansicht. Meine persönliche Meinung ist, wenn ein Schiff keine Segel hat, kann es auch nicht weiterfahren. Jedes Schiff muss also diese Segel haben. Der Glaube ist ganz wichtig gegen Diskriminierung und das möchte ich betonen, auch zur Lösung des Problems. Allah ist auf dem Bild auch gelb und ich habe ihn in Form einer Sonne dargestellt, und wenn diese Sonne nicht wäre, könnte niemand das Bild sehen.



Im Nachhinein

Mit gemeinsamen Kriterien sorgen wir für die Vergleichbarkeit unserer Auswertungen, die im Abstand von ca. fünf Wochen nach jeder Werkstatt zuhause von der jeweiligen Gruppe, die teilgenommen hat, durchgeführt werden.

KARAN



Evaluation

– Verlaufskritik –

Diese bezieht sich konstruktiv auf den Ablauf, die Kommunikation, einzelne Teile der Werkstatt, Unterbringung, Tagungsort etc.

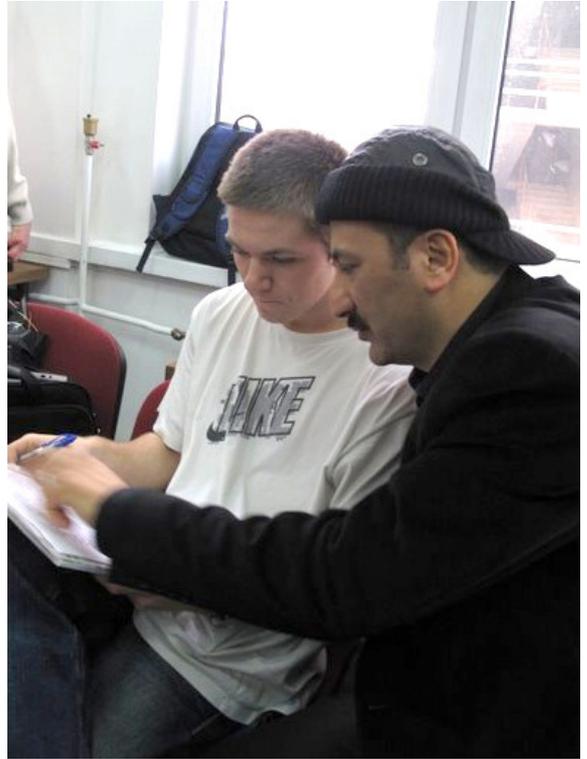
Die Werkstatt ist insgesamt positiv abgelaufen. Da sich die Projektmitglieder schon länger kennen, gab es keine Probleme bezüglich der Kommunikation. Die Arbeiten an der Werkstatt waren zeitlich nicht begrenzt, sondern flexibel. Während dem Arbeiten haben wir ständig den Raum gewechselt, was die Konzentration negativ beeinflusst hat. Es gab keine Probleme bezüglich der Unterbringung, der Speiseräume und dem Essen.

Eines der wesentlichen didaktischen Elemente bei diesem Projekt ist der Einbezug unmittelbar von der genannten Diskriminierung Betroffener als Zeugnisgebende und als Teilnehmende.

Welche Wirkung hatte das im Sinne der Klärung dessen, was gefordert wurde (in Warschau: keine Diskriminierung Kranker)?
Ist es beispielsweise denkbar, dass die Anwesenheit betroffener Personen zu einer Zurückhaltung kritischer Ansichten führte?
Oder, dass vorhandene persönliche Abgrenzung und Schwierigkeit, dem Thema ‚Sucht‘ mit seiner ganzen Begleitproblematik (z.B. Beschaffungskriminalität) ohne Vorbehalte gegenüberzutreten, durch die Anwesenheit Betroffener gebremst werden?

Die TeilnehmerInnen vom *Karatay HEM*

Wir waren besonders zufrieden, dass bei der Werkstatt Betroffene selbst auch teilnahmen, weil wir noch nie mit diesen Personen in Kontakt geraten konnten. Die Anwesenheit Betroffener hat uns nicht daran gehindert, unsere Meinung zu sagen, sondern hat uns ermöglicht, noch offener zu reden, weil diese Personen ihre Krankheit akzeptiert haben und darüber reden können. Wir glauben, dass es einen positiven Einfluss auf die Rehabilitation der Betroffenen hatte, dass sie zusammen mit Gästen aus fremden Ländern an der Werkstatt teilnahmen. Wir haben auch selbst etwas aus der dreitägigen Zusammenarbeit mit diesen Betroffenen gelernt: zum Beispiel sind wir Gott (Allah) dankbar, dass wir selbst nicht betroffen sind. Auf der anderen Seite hatten wir die Möglichkeit, die angewendeten Methoden bei zur Heilung der Sucht, zu sehen. Wir haben alles sehr offen besprochen und auch als die Gründer des Vereins nicht dabei waren, konnten wir mit diesen Personen darüber reden, wie sie zum ersten Mal mit Drogen in Kontakt genommen sind und wie sie beschlossen haben, damit aufzuhören.



Die TeilnehmerInnen von SOMM,Graz

Wir finden es gut, dass von Sucht Betroffene Teil der Werkstatt waren, vor allem auch Angehörige. Wir haben jetzt mehr Verständnis für Drogenkranke und weniger Vorurteile. Jedoch wäre anzumerken, dass wir ihnen nicht am tiefsten Punkt begegnet sind, sondern am Weg der Rückkehr in die Gesellschaft. D.h., die Anwesenden waren ein gutes Beispiel, sie gaben Hoffnung, sie repräsentierten nicht jene kriminellen, vielleicht aggressiven Süchtigen, vor denen viele Angst haben. Fast wurde uns eine paradiesische Welt gezeigt.

Problematisch finden manche von uns, dass uns ihr Leid derart vorgeführt wurde. Es war mutig von ihnen, über ihre Krankheit zu sprechen, aber gleichzeitig sehr schwer zu ertragen, dass sie sich selbst so sehr als Opfer präsentiert haben. Opfersein sollte nicht so im Vordergrund stehen! Die Einteilung der Gruppe in Süchtige und Nicht-Süchtige in der Vorstellungsrunde war sehr befremdend.

Sehr gut haben uns die Rollenspiele gefallen, die von Eltern/ HelferInnen/ Kranken zusammen durchgeführt wurden, wodurch die gemeinsame Betroffenheit von Sucht klar geworden ist.

Möglicherweise versteht KARAN aber auch dieses Sprechen über die eigene Suchtkrankheit als Teil der Therapie. Sich nicht länger für sein Schicksal zu schämen und öffentlich darüber zu sprechen, fördert auch die Heilung.



Die TeilnehmerInnen der CIL, Frankfurt am Main

Insgesamt ist die Zusammenarbeit mit der KARAN-Gruppe Drogenabhängiger gelungen. Die Initiativen der Gruppe – vor allem die selbstverfassten Songs – belebten sehr. Die Opferseite wurde evtl. zu sehr betont. Drogenabhängige sind auch Täter, was wertschätzend mitbedacht werden sollte. Dafür muss die Hürde der Höflichkeit übersprungen werden.

Die Anwesenheit der Eltern schien uns in dem Teil der Reflektion der jungen PatientInnen nicht unbedingt hilfreich. Nicht alle Älteren konnten der Versuchung der Einmischung widerstehen.

Ich fand es schwierig, in der Anwesenheit Betroffener UND Eltern (mit eigenen Problematiken) umfassend, vertiefend, weiterführend zu diskutieren – zumal sie an drei Tagen anwesend waren. Ein Tag hätte genügt!? Wir haben ihnen eventuell ‚gut getan‘, Mut zugesprochen... in dem Sinne eine Hilfestellung geben können, als Zeichen der Akzeptanz. Obgleich mir eher der Gedanke an eine „Co-Kranken-Unterstützung“ kam, die ich als problematisch im nachhaltig „heilenden Weg“ ansehe.

Meiner Ansicht nach trifft es sicherlich zu, dass die Anwesenheit betroffener Personen zu einer Zurückhaltung kritischer Ansichten führte.

Es gab eigentlich gar keine direkt geäußerte Kritik. Ich habe allerdings sehr wohl gehört, dass bei der Abschlussrunde im Fishbowl von der Vertreterin der Warschauer Gruppe angesprochen wurde, dass sie bisher sehr stark den Opfer-Aspekt gesehen hätten bei der Problematik der Drogenabhängigkeit und sehr wenig den Täter-Aspekt. Diese Anregung würden sie mitnehmen.

Ich ziehe daraus den Schluss, dass bereits zurückhaltende und vorsichtige Kritik, wenn sie mit einer wertschätzenden Haltung verbunden ist, durchaus registriert und angenommen wird.

Für mich war es eine der Besonderheiten und absoluten Stärken dieses Workshops, dass eben nicht, wie ich es überwiegend kenne aus meiner Berufsgruppe, theoretische Vorträge, theoretische Informationen und Positionierungen im Vordergrund standen, sondern die direkte Kommunikation mit Betroffenen und der entsprechende persönliche Austausch zum Thema.

Ergebnis dessen ist für mich eine direktere, persönlichere und viel tiefergehendere Auseinandersetzung mit dem bekannten Eigenen und dem fremden Anderen. (Diese Auseinandersetzung eröffnet für mich weitere Perspektiven. Nämlich die Feststellung, dass man von dem unbekanntem Fremden vielleicht auch etwas in sich selbst findet etc.)



Als weiteres methodisch-didaktische Prinzip in unserem Projekt gilt die ästhetische Befassung mit der von den Betroffenen Erfahrenen zu einer vertieften, über die rational hinausgehende Ebene.

Die Künstler lassen sich selbst von dem Zeugnis der Betroffenen inspirieren. Auf die gesamte Gruppe aller Teilnehmende hin wirken sie als Unterstützende bei der ästhetischen Transformation des Gehörten. Es geht also nicht darum, schöne Bilder zu malen.

Welche Wirkung hatte diese ästhetische Befassung auf die Vertiefung des Themas? (Verdeutlichung innerer Widersprüche)

Die TeilnehmerInnen vom *Karatay HEM in Konya*

Zu Beginn hatten wir keine Ahnung, wie wir die Probleme der Drogensüchtigen verbildlichen könnten. Am Ende des zweiten und dritten Tages kamen wir zur Erkenntnis, dass es effektiver sein wird, das Ganze in Bildern anstelle mit Worten zu beschreiben. Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.

Die TeilnehmerInnen von *SOMM, Graz*

Prinzipiell denken wir, dass das künstlerische Bearbeiten von Diskriminierungserfahrungen ein konstruktiver Prozess ist. Bezüglich der konkreten Umsetzung im „Atelier Anja“ gab es in unserer Gruppe verschiedene Meinungen: die einen hat die Konzentration auf die richtige Maltechnik und die Vorgabe, Landschaften zu malen, vom Thema Menschenrechte und Gesundheit und den eigenen Gedanken dazu entfernt. Andere konnten sich von diesen Vorgaben bezüglich Form und Technik distanzieren und spielten mit ihren Farben und brachten ihre Gedanken zu Papier. Bei Konstantin war alles sehr frei, was den Fluss der Gedanken und Farben begünstigte, allerdings hat die SOMM-Teilnehmerin etwas mehr Anleitung vermisst, weil sie erst am Ende des Tages erfuhr, wie und was man mit Acrylfarben eigentlich alles malen könnte. Wir blieben uns selbst überlassen. Insgesamt waren die Malwerkstätten zu lange, die meisten TeilnehmerInnen waren viel früher als geplant fertig. Es war zwar ein sehr entspannender Tag, aber wir hatten auch das Gefühl, dass wertvolle Zeit mit „Nichtstun“ verstrich. Auch war es gewissermaßen ein einsamer Tag, den wir malten nebeneinander und nicht miteinander. Der integrative Gruppenprozess fand im „Atelier Konstantin“ über das gemeinsame Musizieren statt. Sehr positiv empfanden wir die Reflexion über die drei ausgewählten Kunstwerke am Samstagvormittag. Es entstanden interessante Assoziationen. Die Entwicklung verschiedener Perspektiven auf ein Bild öffnete die Vielschichtigkeit des Themas.

Die TeilnehmerInnen der *CIL, Frankfurt am Main*

Die ästhetischen Aspekte "setzten unglaublich viel frei". Während der Arbeit entstand ein Raum direkter Kommunikation. Das war bereichernd (Außenseiter mittig, Gesellschaft außen) und bedrückend zugleich (diskriminierende Elemente, rote Mauer).

Die Nähe zur Kunstorientierung der Karan-Gruppe (Spraytechniken) machte neugierig auf deren Umfeld – die scharfe Abgrenzung der Gruppe verhinderte diese Ansätze.

Insgesamt stellten wir fest, dass die künstlerische Arbeit weit über die übliche sprachliche Ebene hinausgeht, auch wenn die Verständigung hierüber wiederum sprachlich gefasst wurde.

Die ‚ästhetische Befassung‘ mit dem Thema unterstützt die direkte, persönliche Auseinandersetzung damit, weil eine ganz andere Dimension, die des sinnlichen Erlebnisses und der sinnlichen Erfahrbarkeit dazu kommt. Auf diese Weise werden primärprozesshaftes Erleben/ Wahrnehmung angeregt.

Die Frage ist natürlich immer auch: wie weit liegt der gestalterische Ausdruck einzelnen Teilnehmern?

Mein Eindruck war, dass das kreative Gestalten in Warschau unglaublich viel Kraft und Kreativität freigesetzt hat – ganz besonders bei den Jugendlichen.

Was habt ihr bei der Vorbereitung und Durchführung über die Menschenrechte in Europa gelernt?

Jeder Mensch wird ohne auf seine Religion, ethnische Zugehörigkeit, Krankheit usw. zu schauen, als Mensch betrachtet.

Was wurde fachlich deutlicher?

Wir haben gesehen, dass sogar jemand, der am wenigsten zu heilen scheint, geheilt werden kann.

Welche neuen Begriffe wurden rezipiert (z.B. „positive Diskriminierung“)?

Den Begriff der positiven Diskriminierung habe ich als erster gebraucht, ansonsten fallen uns keine weiteren Begriffe mehr ein.

Und last but not least:

Was wurde über den strukturellen Charakter der Menschenrechte erkennbar?

Der Grund, weshalb Ibrahim die Arche gezeichnet hat, ist, dass nur die Menschen auf der Arche überlebt haben und alle anderen gestorben sind. Ibrahim wollte zeigen, dass alle, die auf der Arche überlebt haben, gleich sind bezüglich der Menschenrechte. Das Bild ist eigentlich passender zum Thema ‚Niemand darf aufgrund seiner Religionszugehörigkeit diskriminiert werden‘ und hat weniger zu tun mit dem Thema ‚Niemand darf aufgrund seiner Krankheit diskriminiert werden‘.

Die TeilnehmerInnen von SOMM, Graz

Der Fishbowl am Nachmittag wäre die Chance gewesen, unser Thema „Niemand darf aufgrund seiner Krankheit diskriminiert werden“ nach den künstlerischen Interpretationen noch um die Ebene der kulturellen und religiösen Elemente zu ergänzen. Leider war unserer Meinung nach das Bild von der Arche Noah dafür nicht richtig: zum einen öffnete die direkte Darstellung der Symbole von drei Weltreligionen die Konflikte und zum anderen führte die Auswahl dieses Bildes sehr weit vom Thema weg. Wir befanden uns plötzlich auf einer sehr abstrakten Gesprächsebene, die noch dazu in den Gruppen davor kein Thema war, an der sich kaum jemand beteiligen wollte. Die Arche Noah ist in allen abrahamitischen Religionen mit Bildern aufgeladen, die nicht deckungsgleich sind. Wir scheinen von einem Bild zu sprechen, das aber von mehreren Bildern überlagert wird: ein idealer Nährboden für Konflikte – nichts gegen Widersprüche und Debatten, aber diese Form war im konkreten Fall nicht zielführend. Hätten wir konkret über den entsprechenden Artikel der EMRK (Europäische Menschenrechtskonvention) diskutiert, hätten wir mit ziemlicher Sicherheit viele Gemeinsamkeiten gefunden und keine Schwierigkeiten in der Verbindung Menschenrechte und Religionen: denn gerade die Achtung und Integration von Kranken ist allen Weltreligionen ein wichtiges Anliegen. Ein religiöser Mensch wird dieses Menschenrecht immer achten. Gerade auch Karan ist ein gutes Beispiel für eine gelungene Verbindung von Anti-Diskriminierung und Religion.

Wir haben uns bei der Vorbereitung auf Warschau sehr intensiv mit Drogensucht und psychisch Kranken beschäftigt: über psychologische Erklärungen für Sucht, worin der Islam Ursachen für Sucht sieht, welche vorbeugenden Maßnahmen unsere Religion vorsieht, wie mit Süchtigen gemäß unserer Religion umgegangen werden sollte, wie in unseren Heimatländern traditionell damit umgegangen wird, was leider sehr oft nicht den Menschenrechten und den islamischen Vorschriften entspricht. Wir haben uns auch mit Menschenrecht und Sucht und Diskriminierungen von Kranken im österreichischen Gesundheitssystem beschäftigt und dazu recherchiert. Es waren dafür mehrere Treffen notwendig, bei denen sich sehr interessante Debatten entwickelten. In Warschau konnten wir davon nichts einbringen.

Fachlich hatten wir erfahren, dass in dieser strikten Abschottung von der Sucht erzeugenden Gesellschaft für zwei Jahre (eine lange Zeit!) doch eine Heilung von Drogensucht möglich ist. Karan gelingt es, über die Religion ein sinnstiftendes Element hineinzubringen, was die Heilung begünstigt. Die gemeinsame religiöse Praxis stellt auch eine starke Klammer zwischen HelferInnen/ Süchtigen/ Angehörigen dar, die notwendig ist, um gegenseitige Vorwürfe und Vorurteile abzubauen und Gemeinsamkeiten entdecken zu können.

Zum strukturellen Charakter der Menschenrechte: es gibt nicht nur Opfer und TäterInnen. Die Durchsetzung von Menschenrechten muss gesellschaftlich gedacht werden; jeder bewegt sich in einem Geflecht von Beziehungen und Hierarchien und kann gleichzeitig Opfer und Täter sein. So werden drogensüchtige Jugendliche von der Gesellschaft ausgeschlossen und diskriminiert, durchaus auch von der eigenen Familie; gleichzeitig diskriminieren sie aber auch auf eine andere Weise ihre Eltern oder auch innerhalb ihrer Gruppe.

Die TeilnehmerInnen der CIL, Frankfurt

Die unterschiedlichen Rollen Mann/ Frau waren gleich bei der Begrüßung ablesbar. Dabei waren im Gespräch darüber (nach der Arbeit) innerhalb der Frankfurter Gruppe zwei Meinungen deutlich: Einerseits ist der Begrüßung-Abstandsmeter zwischen muslimischen Männern und Frauen Teil der Kultur, andererseits kann es Teil einer hierarchischen Umgangsform sein und ist abzulehnen – zumindest hier. Die erforderlichen Abgrenzungen zwischen Kulturen, Orten, Unterdrückungen sind für das Nebeneinander verschiedener Ethnien/ Kulturen erforderlich.

Die Menschenrechte sind sehr wohl aus den Religionen entstanden, bilden jedoch eine gemeinsame Grundlage für ein friedliches Nebeneinander. Die Aussagen, in ‚meiner Religion‘ seien die Menschenrechte enthalten, sind zwar richtig, erhalten aber andererseits die Position des ‚besseren Glaubens‘ und damit die Bedingungen für mögliche religiöse Unterdrückung.

Dieser Ansatz zeigte sich in der Arche-Noah-Diskussion (wenn – dann) mit sehr gegensätzlichen Vorstellungen. Das recht lange Gespräch hierüber hatte eher rechtfertigenden Charakter und klärte nicht. Plötzlich standen der ‚liebe Gott‘ und Allah in Konkurrenz...

Eine sachliche Auseinandersetzung mit Textstellenvergleichen wäre angebracht.

Begriffe wie „positive Diskriminierung“ (z.B. Frauenquote) widersprechen dem üblichen Sprachgebrauch, obwohl der Begriff vom Ursprung her nicht falsch ist.

Menschenrechte? Das Verhältnis Mann/ Frau scheint mir nicht geklärt:

Die Umsetzung fängt im Wohnzimmer an oder bei einer Werkstatt. Menschenrechte gilt es zu leben, nicht mit ‚schön redenden‘ Worten zuzudecken.

Es wurde erlebbar, wie Wertvorstellungen kulturell und religiös geprägt sind. Die Unterschiede wurden deutlich in der Abschlussrunde und gaben Anlass zum Darüber-Nachdenken, zur Reflexion. Insofern, denke ich, haben die TeilnehmerInnen auch diesbezüglich etwas mitnehmen können zum Thema Menschenrechte und EU-Menschenrechtskonvention.

Für mich hat beispielsweise das Bild von Ibrahim mit der Arche und Euer Diskurs darüber die Bedeutung des grundlegenden (universalen) Charakters der Menschenrechte gegenüber dem ‚Besonderen‘ (Partikularen) der einzelnen Religionen hilfreich verdeutlicht. Um diejenigen Religionen, die hier auf dem Boot sind, mit der gesamten Menschheit auch außerhalb dieser auf dem Boot Befindlichen zu vereinen, bedarf es einer bedingungslosen Grundlage: geboren sein. Bei Ibrahim wäre das für mich vermutlich das Wasser. Auf ihm bewegt sich die Arche. Auch auf der Arche sind Gebürtige, aber sie haben sich einen besonderen Rahmen gegeben. Sie segeln auf diesem Boot mit Allah, mit Gott, Jahwe, sind an ihm orientiert. Sehr viele andere – ein großer Teil der Menschheit – ist das nicht. Mit ihnen verbindet allein die Tatsache des Gebürtigen. Und darauf fußen die Menschenrechte. Alles andere ist ‚besonders‘, auch die Religionen.



SOMM GRAZ - ÖSTERREICH

Thema:

Die Not mit denen, die anders sind.

„Niemand darf wegen der ethnischen Herkunft diskriminiert werden.“

Anfang März 2012 fand in Graz die zweite Werkstatt statt, ihr Fokus: Die ethnische Herkunft als die häufigste Ursache der Diskriminierung in Europa.

Zu Beginn wurden Selbstwahrnehmungen als Betroffenheit jedes Einzelnen zu der Thematik herausgefordert.



SOMM hat sich als Selbstorganisation gegründet, um die Interessen und Bedürfnisse von Migrantinnen und Musliminnen selbstbestimmt zu vertreten - Selbstvertretung statt Stellvertretung. SOMM fördert und fordert gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die Gleichberechtigung, Chancengleichheit und Partizipation ermöglichen. SOMM engagiert sich gegen jede Form von Gewalt, gegen Diskriminierung, Rassismus und Islamfeindlichkeit. SOMM bietet für Migrantinnen und Musliminnen Weiterbildung in Form von Kursen und Workshops, Beratung bei familiären und sozialen Fragen, Begleitung zu Gesundheits- und sozialen Einrichtungen, Anti-Diskriminierungsberatung, Aktivitäten mit und Hilfe für muslimische Mädchen. SOMM arbeitet an der Sensibilisierung der Mehrheitsangehörigen betreffend die Bedürfnisse und Benachteiligung von Migrantinnen und Musliminnen.



Die Not mit denen, die anders sind.

„Niemand darf wegen der ethnischen Herkunft diskriminiert werden.“



GRAZ

Donnerstag, 1. März

12.30 bis 14.00 – Mittagessen – je nach Ankunft bei Jufa
14.00 bis 15.30 – Eröffnung
Gastgeberin + Ute, Vorstellungsrunde,
Der Einblick,
Präsentation SOMM
15.30 bis 16.00 – Kaffeepause
16.00 bis 18.30 – Von Bildern im Kopf...
Präsentation SOMM zu Rassismus (Workshop)
18.30 bis 19.00 – Frei
19.00 – Abendessen
gemütlicher Abend im Jufa mit musikalischer Untermalung, Zeit für Koordinationstreffen und anschließende Gespräche

Freitag, 2. März

9.00 bis 10.00 – Vorstellung
Tagesablauf,
Präsentation der 3 KünstlerInnen
Vorstellung ihres jeweiligen Ateliers
10.00 bis 12.30 – ...zur Stadt im Blick...
Inspiration für das künstlerische Arbeiten – sozialkritische Stadtführungen
12.30 bis 13.30 – Mittagessen
afrikanisches oder türkisches Restaurant
14.00 bis 17.00 – ...gespiegelt auf Papier und in Form... Künstlerische Arbeiten in 3 Ateliers
Maryam – Fotografie
Hasnia – Acrylmalerei
Samson – Skulpturen
17.00 bis 18.00 – Feedback vom Tag,
gemeinsamer Rundgang durch die 3 Ateliers, Betrachten der Kunstwerke, Gedankenaustausch, Fotoprojekt mit Maryam
18.00 bis 18.30 – frei
Ab 18.30 – Besuch der Rahman-Moschee
Abendessen
kurze Ansprache

Samstag, 3. März

9.00 bis 11.00 – Eröffnung,
Vorstellen Tagesablauf, Utes Worte ...betrachtet und reflektiert...
Reflexion über drei ausgewählte Kunstwerke
11.00 bis 13.00 – Freizeit:
Drei Optionen zur Wahl
a) Shopping-Time (Citypark)
b) Stadtrundgang
c) Stadtmuseum/ Schauplatz Annenviertel
13.00 bis 14.00 – Mittagessen bei SOMM
14.30 bis 16.30 – Einleitung:
Kurzfilm
...gelernte Bilder: ver-rückt und verlernt.
Fishbowl
16.30 bis 17.00 – Kaffeepause
17.00 bis 18.00 - Abschlussrunde:
Was nehmen wir mit – Der Ausblick
Danksagungen
18.00 bis 19.00 – Frei und Fotoprojekt mit Maryam
19.00 – Abendessen im 1001 Nacht
Unterhaltung im 1001 Nacht





Die GastgeberInnen berichten

Auch ohne Worte wirkten die verschiedenen interkulturellen Begegnungen in der Lernwerkstatt, den Ateliers selbst und den besuchten Orten auf die TeilnehmerInnen. Diese Begegnungen boten auch Gesprächsmöglichkeiten, die unserer Beobachtung nach genutzt wurden.

Die Idee, den Betroffenheitsdiskurs umzudrehen, nämlich die betroffenen Weißen als rassistische Diskriminatoren in den Vordergrund zu stellen und die Diskriminierten als ExpertInnen zu zeigen, ist unserer Meinung nach nur halb gelungen. Wir hatten nicht genug Zeit, diese Überlegungen gemeinsam mit der Gruppe in einer Art und Weise zu entfalten, dass Selbst-Erkenntnisse und Veränderungen vorangebracht werden konnten.

Es wird wohl angeregt haben, sich selbst als weiße Person in noch intensiverer Weise zu reflektieren. Im Zusammensein konnte man sich „ertappen“ bei Vorurteilen, d.h. dann war sicher ein Lerneffekt gegeben. Etwaig auftretende Gefühle der Schuld und der Scham schaden gar nichts, wenn man sich ihrer Ursprünge vergegenwärtigt.



Gründe für meinen Bedarf an Mitarbeit im CIL-Projekt

“Die Not mit den anderen”

Herbert, Berufsschullehrer a.D.

1. Die Wertschätzung des “Anderen” ist eine wichtige Voraussetzung für ein menschliches Miteinander.

Bezug: Erfahrungen über die Verarbeitung der eigenen nationalsozialistischen Erziehung.

2. Generell ist die offene Diskriminierung in Mitteleuropa negativ besetzt; das große Feld der verdeckten Diskriminierung wird kaum erkannt. Sensibilisierung ist erforderlich.

Bezug: Die Begriffe “Negerküsse” oder “Mohrenkopf” gibt es nicht mehr, aber andererseits bleibt die Meinung, dass die Afrikaner ihre Probleme allein nicht bewältigen können (Kolonisation/ Sklaverei/ Ausbeutung werden dabei selten gesehen).

3. Diskriminierung wird gespiegelt. Verdeckt wird so oft diskriminiert, dass die Diskriminierten hinter jedem Konflikt Diskriminierung vermuten. Das verhindert gemeinsames Vorgehen gegen Diskriminierung.

Bezug: Ein äthiopischer Schüler in meiner Klasse, der das Lernen verweigerte, behauptete, er habe wegen seiner Hautfarbe schlechte Noten.

Diese drei Vorstellungen können nicht im freien Raum angegangen werden – sie benötigen Zusammenarbeit Unterschiedlicher mit dem Risiko, sehr verbindlich und evtl. unhöflich zu werden. Außerdem stört jede Form der Missionierung oder ‚Schubladisierung‘. Respekt und Aufmerksamkeit gegenüber der Nicht-weißen Norm wurden in Graz sicher eingefordert. Aus Zeitmangel konnte das Thema nicht ganz ausgeschöpft werden. Manche haben sich vielleicht selbst ertappt und reflektieren sich mehr, andere hingegen konnten nicht bewegt werden oder fühlten sich nicht angesprochen. Ich denke, jeder hat seine Meinung frei geäußert.

Ich habe sehr wenig Zugang zu Kunst und so habe ich vorher nicht gedacht, dass ein Ausdruck über Inhalt und Gefühle und Verletzungen zu diesem Thema über künstlerisches Arbeiten möglich ist. Ich war positiv überrascht, wie stark diese Ausdrucksform wirken kann. Meiner Beobachtung nach waren alle vier KünstlerInnen für diese Arbeit gut ausgewählt, geeignet und haben die Ateliers in einer Art und Weise geleitet, dass sich die Teilnehmer entfalten konnten. Das war sicher toll. Ich weiß, dass Kunst Türen öffnet, nach innen zu sich selbst und nach außen zur Gemeinschaft.

Die künstlerische Aktivität war sicher das „high light“ der Veranstaltung. Das Inhaltlich-Theoretische konnte praktisch sichtbar werden.



Zur Frage: Was habt ihr bei der Vorbereitung und Durchführung über die Menschenrechten in Europa gelernt?

Dass sie nicht so im Bewusstsein verankert sind, wie sie sein sollten.

Dass es nicht selbstverständlich ist, dass Menschen dafür sind (möglicherweise auch aus Unkenntnis).

Dass es einen weiten Weg zu beschreiten gilt in ihrer Umsetzung auf Situationen vor Ort.

Dass es verschiedene Interpretationen entlang verschiedener kultureller bzw. identitätsbestimmender Variablen gibt, deren Einbindung nötig ist.

Zur Frage: Was wurde fachlich deutlicher?

Dass man Beispiele der praktischen (vorbildlichen?) Umsetzung braucht, um die vielen Dimensionen der Menschenrechte zu verstehen, aber nicht um aufzugeben, sondern um die Herausforderung anzupacken.

Zur Frage: Welche neuen Begriffe wurden rezipiert (z.B. positive Diskriminierung)?

Hierzu gab es in Graz sehr viele Beispiele:

Weißsein als Norm

Struktureller Rassismus

Rassismus und Kolonialismus bedingen sich gegenseitig

Und last but not least:

Zur Frage: Was wurde über den strukturellen Charakter der Menschenrechte erkennbar?

Der Mensch als Rechtsträger allein wegen seiner Gebürtigkeit menschenrechtsnah zu leben, ist ein Privileg der Reichen (Länder des Nordens), auch, sie einzufordern. Sie wurden zur Durchsetzung bestimmter Interessen von einer reichen Minderheit geschaffen, für die das in dem historischen Moment nützlich war (ähnlich Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Nationen). Was danach geschah? Die Charta wurde ins Gegenteil verkehrt und zu einer Waffe gegen diejenigen, die nicht nach der richtigen Pfeife tanzten. In der kürzeren Zukunft werden die Länder des Südens selbstbestimmt ihre Rechte verfassen und anwenden.

In Europa können sie von den hier rechtlich Marginalisierten eingefordert werden und daher Schmiermittel der neuen sozialen Bewegungen werden.

Auch beim Thema ethnische Diskriminierung sehe ich keine Schwierigkeit mit dem Thema Menschenrechte und Islam. Gerade der Islam hat mit Koran und Sunna zahlreiche eindeutige Botschaften, dass alle Menschen mit der gleichen Würde von Allah ausgestattet sind, dass niemand andere diskriminieren, verspotten darf, sich über andere stellt. Im Vorfeld haben wir über Anspruch und Realität gesprochen: auch in allen mehrheitlich muslimisch-dominierten Ländern gibt es Rassismus gegenüber Menschen, die in der weltweiten Hierarchie weiter unten stehen (dunkle Hautfarbe - noch dunklere, gegenüber Roma und Sinti) und nach wie vor ist Sklaverei gesellschaftliche Realität.

Deutlicher wurde, dass die Menschenrechte im Islam schon 1.400 Jahre verankert sind. Dass Gott für uns letztendlich eine höhere Instanz als der Menschenrechtsgerichtshof in Den Haag bedeutet. Welche Fälle vor dem Menschenrechtsgerichtshof landen, ist eine politische Entscheidung. Menschenrechtsverbrechen wie in Abu Ghraib, Guantanamo, Gaza, Afghanistan werden dort nie verhandelt werden.

Auffällig auch, dass die Staaten, die sich am meisten auf die Menschenrechte berufen, die größten Verbrechen begehen. Die Geburtsstunde der Europäischen Menschenrechts-Deklaration war nach den Gräueln des Zweiten Weltkrieges.

Deutlich wurde auch, dass Rassismus/ ethnische Diskriminierung nicht natürlich ist, nicht im Menschen verankert, quasi seiner Natur entspringt (Stichwort: Angst vor Fremden sei natürlich), sondern Produkt unserer Sozialisation ist. Von klein auf haben wir abwertende, falsche Bilder vermittelt bekommen, die auf unser Unterbewusstsein wirken. Von klein auf haben wir gelernt, die Menschen in WIR und die ANDEREN einzuteilen. Rassismus haben wir gelernt und können wir somit wieder verlernen.

Als neuen Begriff wollten wir „Kritisches Weißsein“ einbringen, was aber nur ansatzweise gelungen ist. Klar wurde aber dennoch, dass in jedem von uns ein kleinerer oder größerer Rassist wohnt (niemand ist frei von Rassismus), dass Rassismus ein weltweites System ist, welches auf Ausbeutung und der Nord-Süd-Teilung beruht (zusammen mit dem Patriarchat und der Klassenteilung), dass Rassismus strukturelle Gewalt ist und von jedem einzelnen reproduziert wird (nur so kann sich das System aufrecht erhalten).

Der Allgemeingültigkeit der Menschenrechte werden alle Anwesenden zustimmen; gleichzeitig werden viele Menschenrechtsverletzungen geduldet oder gar befürwortet. Somit sollen Menschenrechte in der Praxis doch nicht für alle gelten! Ein Widerspruch wird darin nicht gesehen. Wenn China beispielsweise wirtschaftlich argumentiert, warum Menschenrechte nicht immer eingehalten werden können, so wird es dafür vom Westen kritisiert. Gleichzeitig argumentieren auch hier viele, wenn nicht sogar die Mehrheit, dass die EU sich abschotten muss, damit die Wirtschaft nicht abwärts geht, das Chaos nicht ausbricht. Sie sprechen sich dann für Zuwanderbeschränkungen aus und unterscheiden sich nur in Nuancen wie restriktiv diese sein sollten.

Rechte, die jeder kennen sollte, aber die trotzdem nicht präsent sind. Man neigt dazu, als Privilegierter davon auszugehen, dass man seine Rechte ausüben kann ohne Hinderung bzw. man denkt nicht genug darüber nach, wie vielen Menschen ihre Grundrechte eigentlich geraubt werden.

Beobachterin für SOMM, Graz 2012



Mittendrin

– Ästhetische Vertiefung des Themas –



Fishbowl 1 (Lehmplastik – Gemeinschaftsproduktion – Künstlerin: Selma)

Konrad: Ich habe den Arbeitsprozess von der Seite wahrgenommen und daher Hintergrundwissen gesammelt. So habe ich erfahren, dass der Hintergrund der Künstlerin mit Menschenrechten zusammenhängt. Ich habe die Künstlerin als Dirigentin wahrgenommen. Die Form der Kunst und die Menschenrechts-Charta sind mit musikalischer Partitur vergleichbar, nämlich intuitiv und wunderbar. Mich hat zudem beeindruckt, dass alle zusammen an einem Objekt gearbeitet haben.

Horia: Mich erinnert das große Element der Plastik an ein Wassergefäß: Wasser ist Leben. Wir sind alle Teil des Lebens. Wir müssen, trotz aller Unterschiede, trinken. Wir trinken aus derselben Quelle, stammen von denselben Wurzeln ab.

Lisa: Ich finde es schön, dass die Einzelteile das Gesamtkunstwerk bilden. Am schönsten finde ich das Gefäß, da es offen und durchlässig ist und dadurch einen hohen Symbolwert besitzt. Ich hätte selbst gerne mitgemacht bei der Erstellung dieser Plastik – ich hätte einen einfachen Krug hinzugefügt. Wir selbst belegen einen Gegenstand mit Bedeutung, daher ist ein offenes Gefäß hier eine besonders passende Form.

Ibrahim: Das große Gefäß symbolisiert die Menschenrechte, die kleinen Teile symbolisieren die verschiedenen Herkunftsländer. Die Löcher im Gefäß wiederum symbolisieren Defekte. Das Teil mit Herz symbolisiert den Wunsch nach mehr Menschenrechten. Die Pflanzen bedeuten, dass die Menschenrechte blühen.

Inge: Ich würde der Plastik den Namen „Aufbruch“ geben. Das große Gefäß stellt dabei Europa dar. Es ist „uneinnehmbar“, zumindest vorerst, und verteidigt sich. Dann gibt es den „See der Liebe“, in den sich Europa ausstreckt, durstig nach Liebe. Dadurch kann an seinen Ufern neues Leben wachsen, der Boden bricht auf. Es wird reicher und fröhlicher.

Daria: Das Kunstwerk stellt für mich das Idealbild der Gesellschaft dar: es gibt alles, was zum Leben gebraucht wird und der Lebensraum wird nicht zerstört.

Konrad: Mich beschäftigt, wie ich mich in einem solchen Europa (ohne Grenzen) zurechtfinden kann? Zudem hat mich das Bild vom Krug oder Gefäß angesprochen. Mir stellt sich jedoch die Frage, wie man Menschen beibringen kann, den Krug zu finden, ohne rassistisch zu werden?

Abschließend bitten wir die beteiligten Künstler um eine Antwort, ob sie sich in den Reflexionen der Fishbowl-TeilnehmerInnen wiedergefunden haben.

Fatima: Dieses Werk ist für mich nur mit vielen Händen zu bilden gewesen.

Sandra: Für mich ist entscheidend, dass jeder individuell angefangen hat und jeder seinen Platz dann finden musste; alle wollen zusammenkommen, und dies funktioniert schließlich auch.

Weronika: Ich konnte mir anfangs nicht vorstellen, was daraus wird; dann hatte ich die Idee, ein Herz zu machen als Symbol für Europa. Dieses Herz wird von vielen Einzelnen gebildet und symbolisiert die Liebe, die uns in Europa fehlt.

Anna: Am spannendsten fand ich den Moment, als alle zusammengearbeitet haben. Es waren viele Hände zugange und das „Verbindende“ hat Energie gegeben, nachdem zunächst alle einzeln gekämpft haben. Mir gefällt zudem die Idee des Baumstammes, dessen Wurzeln Verbindungen zueinander schaffen.

Jetzt hat die Künstlerin das Wort:

Es tat mir gut, alles Gesagte zu dem Werk zu hören. Am besten gefiel mir dabei insgesamt das „Wasser“-Bild, weil dieses rein aus der Beobachtung heraus entstanden ist. Generell schätze ich das Subjektive in der Betrachtung am meisten an der Kunst sowie die Möglichkeit, viele Standpunkte zu erhalten. Spannend fand ich zu beobachten, wie sich das Material in verschiedenen Händen verhält, die noch nie mit diesem gearbeitet haben. Und schließlich braucht es bei einem so großen Bauwerk einen „Baumeister“, um an den richtigen Stellen zu stützen.



Andikra Symbol aus Ghana

Fishbowl 2 (Bildhauerei – Werk von Berrin – Künstler: Samson)

Barbara: Gestern habe ich mir bei einem Rundgang alle Werke angesehen und diese Figur hat mir gleich von der Ästhetik her gut gefallen, das Symbol hat mich angesprochen. Ich weiß nicht, ob es Absicht ist, aber ich erkenne zwei Hirtenstäbe. Dies hat mich zum Thema geführt: die Not mit denen, die anders sind. In diesem Sinne bilden beide Hirtenstäbe einen Zukunftsentwurf, wie wir damit umgehen könnten.

Fatima: Das Symbol ist für mich wie eine Mutter mit zwei gleichen Kindern. Sie kümmert sich um die beiden, sorgt gleichermaßen für sie, in einem Raum.

Solaleh: Ich sehe zwei Wellen in zwei verschiedenen Richtungen, aber wie bei Ying & Yang ergänzen sie sich und bilden eine Einheit. Es sieht zudem aus wie ein Buchstabe im persischen Alphabet.

Osman: Zwei verschiedene Kräfte verbinden sich hier, sie sind gleichmäßig und haben das gleiche Vertrauen. Durch das Kreisen, spiralförmig, entsteht Kraft und gibt nach außen positive Energie. Es ist ein sehr mächtiges Symbol einer mächtigen Kultur.

Yan: Das Werk hat eine harmonische Wirkung und strahlt ein hohes Maß an Harmonie und große Energie aus. Die Assoziation Ying & Yang drängt sich auf. Meine Interpretation: die geraden Linien auf beiden Seiten symbolisieren Individualität, in den Spiralen zeigt sich dagegen Gemeinschaftlichkeit. D.h., hier werden sowohl die Einheit als auch der Gegensatz von Individualität und Gemeinschaft vermittelt.

Anja: Es ist wie eine Zusammenführung zweier verschiedener Welten. Sie verbinden sich und bilden eine Harmonie, eine Einheit, nachdem sie vorher getrennt waren.

Abschließend bitten wir die Künstlerin um eine Antwort, ob sie sich in den Reflexionen der Fishbowl-TeilnehmerInnen wiedergefunden hat:

Berrin: Es gab verschiedene Interpretationen, die interessant waren. Das im Werk dargestellte Symbol heißt „Mut“. Es geht für mich hier um „gegenseitiges Vertrauen“. Auch um das Vertrauen in der Familie, wie es Fatima benannt hat. Dies war für mich ein wichtiger Aspekt. Zuerst bedarf es menschlichen Vertrauens, dann solches zwischen den Völkern. Auch was Yan gesagt hat, war wichtig: verschiedene Menschen bilden eine Gemeinschaft auf der Basis von gegenseitigem Vertrauen.

Nun werden die Mitglieder der Gruppe gefragt, warum dieses Werk von ihnen gewählt wurde und was die Arbeit für sie bedeutet:

Marguerite: Alle Werke, die von den Gruppenmitgliedern gefertigt wurden, stellen interessante Symbole dar. Die Gruppe hat sich für das perfekte Symbol entschieden. Sie denkt bei dem Werk an zwei Menschen. Man kann nicht alleine auf dieser Erde leben, deshalb brauchen wir einander. Kommunikation ist wichtig, deshalb ist das Symbol offen nach beiden Seiten. Und weil wir Angst haben, bleiben wir in dieser Schnecke. Es kommt aber auch positive Energie von außen. Wenn wir die Schnecke nun öffnen, können wir diese besser aufnehmen. Hierin sehe ich die Verbindung zu den Menschenrechten.

Nadja: Ich hatte dasselbe Symbol, aber nach innen gearbeitet. Der Begriff zum Symbol „Mut“, hat mich angesprochen. Diskriminierung hat viel mit Unzufriedenheit zu tun. Wenn man mit sich und anderen im Einklang lebt, diskriminiert man niemanden. Jeder braucht Mut, um zu dieser inneren und äußeren Zufriedenheit zu kommen. In diesem Sinne stellen für mich die Schnecken den Mut nach innen dar, also Ehrlichkeit und Respekt mir selbst gegenüber und die Linien den Mut nach außen und damit den Respekt anderen gegenüber. Mit dem Material zu arbeiten war toll, aber auch anstrengend. (Ich habe Muskelkater.)

Božena: Ich habe die Arbeit gemocht, wegen des Begriffs „Mut“ und weil so präzise gearbeitet wurde. Ich hatte darüber hinaus das erste Mal Kontakt zur afrikanischen Kultur und die Arbeit in der Gruppe hat ihr die Schönheit und den Reichtum der afrikanischen Kultur bewusst gemacht. Ich habe viele Emotionen in meinem Herzen gespürt, weil die Menschenrechte zu häufig verletzt werden. Die Arbeit war auch wie eine Lehre für mich: bevor ich urteile, muss ich etwas genauer kennen. Und ich muss mich und meine eigene Einstellung ändern, damit ich anderen begegnen kann.

Inge: Zum Stein: Er ist weich und man kann ihn gleich bearbeiten. Aber während der Arbeit habe ich seine Eigenheiten bemerkt. Zunächst begegnete ich ihm mit Kraft und Gewalt, was er sich nicht lange gefallen ließ. Besser war es, mit dem Material in Verbindung zu treten, sanft, aber auch nachdrücklich. Deshalb stellt die Auswahl des Kunstwerks in der Gruppe auch eine gute Entscheidung dar. Denn die Künstlerin hat sich nicht aufhalten lassen und erst aufgehört, als sie zufrieden war.



Samson als Künstler und Leiter des Ateliers:

Alle Interpretationen waren für mich richtig. Auch die die Wahl des Materials, Ytong, war wichtig. Es ist 1975 entstanden und vereint verschiedene Elemente in einem Material. Ytong besteht aus Kalk, Wasser, Sand und Zement, also aus vier Elementen. Wenn es gebrochen wird, sind Millionen Löcher zu erkennen, aber es hält zusammen als EIN Material.

Das Symbol „**Mut**“ ist wichtig wegen der kulturellen Bedeutung in Afrika. Ein Symbol wie dieses brauchen aber alle Menschen: Mut! Dann wäre auch der Prozess der Integration und des Zusammenwachsens über eine gemeinschaftliche Anstrengung leichter möglich.







Fishbowl 3 (Gemälde – Werk von Roswitha Al Hussein – Künstlerin: Hasnia)

Zunächst wurde in dieser Runde die Künstlerin und Leiterin des Ateliers, Hasnia, um ihre Reflektionen gebeten:

Bisher habe ich wenig mit Menschenrechten zu tun gehabt, sondern eher mit interkulturellen und internationalen Themen, u.a. auch in Bezug auf Kinder. Das Konzept und den Ablauf der Werkstatt habe ich mit Interesse verfolgt. In meinem Atelier wollte ich das Thema Menschenrechte nicht beschränken. Daher wurde am Anfang nur kurz über Menschenrechte gesprochen, dann hatte jeder die Aufgabe, seine Sicht auf die Menschenrechte zu Papier zu bringen. Dadurch haben sich verschiedene Techniken entwickelt, aber auch Geschichten und Themen. Dies hat vielerlei Emotionen erzeugt, was mir gut gefallen hat. Bereits im Vorfeld habe ich einige Entwürfe von mir selbst gemacht und dabei verschiedene Techniken verwendet. Es ging um eine Auseinandersetzung mit mir selbst in Österreich, also mit meiner Identität.

Mehmet: Für mich zeigen sich hier zwei Welten: Europa im hellen Teil und Afrika im dunklen. Die Afrikaner werden ausgegrenzt. Die hellen Punkte im Dunklen zeigen die Europäer, die in Afrika mit vertreten sind.

Herbert: Ich sehe zwei geschlossene Gruppen, die sich ineinander vermischen. Es geht ihnen gut damit. Ich interpretiere dies so, dass unterschiedliche Gruppen von Menschen gut miteinander auskommen, egal wie die politischen und andere Rahmenbedingungen sind.

Marguerite: Diskriminierung gab es schon immer, in meiner Wahrnehmung ist es aber besser geworden. Ich bin optimistisch. Der kleinere, „dunkle“ Teil stellt für mich die Welt dar, wie sie früher war. Es bedarf der gemeinschaftlichen Arbeit, um das hellere „Heute“ zu erreichen. Und irgendwann wird dies passieren und alles wird sehr gut. Für mich sind die Menschenrechte zudem eine globale und nicht allein europäische Errungenschaft und gelten entsprechend auch weltweit.

Weronika: Für mich repräsentieren die verschiedenen Farben des Bildes verschiedene Menschen. Diese versuchen sich zu begegnen.

Cálin: Es gibt zwei Teile, dunkel und hell. Diese Unterschiede sollten sich minimieren, die Teile sollten zusammenkommen. Der Hintergrund des Gemäldes ist dagegen überall gleichfarbig. In Zukunft werden beide Teile von der Gleichfarbigkeit des Hintergrundes beeinflusst werden und sich somit einander annähern.

Daniela: Auch für mich zeigen sich hier zwei Teile. Der hellere Teil symbolisiert dabei die Mehrheitsgesellschaft, die etwas über den anderen steht. Aber beide Teile treffen sich auch und scheinen sich zu vermischen. Die dunkleren Punkte auf der helleren Seite befinden sich zudem eher am Rand, die hellen Punkte auf der dunklen Seite sind eher zentral.

Nun wieder die Reaktionen und Reflektionen der Gruppenmitglieder:

Nazan: Auch ich sehe in dem Gemälde zwei Welten, die aber doch zusammenhängend sind. Die verschiedenen Sichtweisen in den Interpretationen haben mir gut gefallen.

Barbara: Mich beschäftigt der in den Interpretationen benannte Aspekt von Mehrheit und Minderheit und wer hier wen dominiert.

Anton: Das Motiv befindet sich in einer zentralen Position, die aber bei der Betrachtung von der Mitte nach links unten rutscht, wie bei einer Lemniskate*. Es gibt einen Kampf zwischen hell und dunkel, aber mit der Einbeziehung der Lemniskate wird es harmonisch.

Abschließend bitten wir wieder die Künstlerin um eine Antwort, ob sie sich in den Reflexionen der Fishbowl-TeilnehmerInnen wiedergefunden hat:

Roswitha als Künstlerin: Mein Gemälde ist beim Malen gewachsen. Am Anfang wusste ich nicht, was es einmal werden wird. Ich kann viel mit den Interpretationen anfangen. Ich sehe den grauen, weißen Norden und den bunten Süden. Die Menschen wandern hier von der einen auf die andere Seite. Aber viele Menschen stehen auch auf der „anderen Seite“, sowohl global als auch in der Gesellschaft. Zudem ist „Wandern“ anstrengend. Ich bin aber auch den Menschen im Süden dankbar, weil die Menschen im Norden erst durch diese lernen und reflektieren können. Aber es ist auch eine Herausforderung für die Menschen im Norden, da die Gruppe der Migrantinnen und Migranten (die bereits hier ist) auch anstrengend ist.

**Erklärung:*

Lemniskate (lat. lemniscus: Schleife) ist allgemein eine schleifenförmige Kurve. Im speziellen ist sie das Symbol der Unendlichkeit.



Fishbowl 4 (Fotografie – Werk von Ibrahim – Künstlerin: Maryam)

Anmerkung: Hier werden die Nationen genannt, weil es für das Verständnis wichtig scheint.

Die Gruppe hatte beim Stadtrundgang Fotos gemacht, diese im Atelier über Beamer gesichtet und eine Auswahl getroffen. Das ausgewählte Bild der Fotografie-Gruppe stellt **Nazan** aus Konya vor. Sie beschreibt das Bild, es wird nicht gezeigt. Auch von wem das Foto ist, weiß man zunächst nicht.

Nazan: Das Foto zeigt eine Straßenaufnahme mit einer hellen und einer dunklen Seite. Auf der hellen Seite ist ein gelbes Haus, freundlich, schön. Darin ist ein Café. Die dunkle Seite: graue Steine mit Graffiti besprüht. Hier gibt es kleine Geschäfte, Werbeplakate für Pizza, Kebab, einen Handyshop, ein Call-Center und ein Spielcasino. (Sie beschreibt weitere Details, z.B. einen Papierkorb, der zwischen Hell und Dunkel steht und das Bild teilt. Alle hören zu. Noch sitzt niemand im inneren Kreis.)

Die TeilnehmerInnen werden aufgefordert, zu beschreiben, welches Bild sie nach der Beschreibung in sich haben. Noch darf das Foto nicht betrachtet werden.

Solale aus Graz setzt sich in den Kreis und beschreibt ihr inneres Bild; sie gibt ziemlich genau wieder, was Nazan beschrieben hat und fügt keine eigenen Empfindungen hinzu.

Bożena aus Warschau setzt sich zu Nazan und Solale. Auch sie beschreibt das Bild, fügt hinzu, dass für sie die dunkle Seite der Straße viel Diskriminierung in sich birgt. Sie findet es traurig, dass niemand etwas gegen die hier stattfindende Diskriminierung tut. Alle sehen weg, schauen lieber auf die helle Seite.

Barbara aus Frankfurt bringt sich spontan ein, zunächst noch vom Rand aus wirft sie ein: „Ich weiß nicht, ob auf der hellen Seite nicht auch Diskriminierung stattfindet.“ Sie habe eine helle, lichtdurchflutete Seite vor Augen und eine dunkle Seite voll Tristesse.

Aber sie wisse nicht, was hinter den Fassaden stattfindet.

Jemand aus dem großen Kreis sagt, dass sie die dunkle Seite wie ein schwarzes Loch empfindet, das sie aufsaugt.

Jetzt geht das Bild in die Runde:



Lise aus Wien stellt fest, dass das Original nicht dem Bild in ihrem Kopf entspricht. „Aber ich finde es genauso schlimm. Ich finde, dieses Bild schreit nach sozialer Gerechtigkeit!“

Nazan aus Konya bekräftigt, dass alle drei das Bild so beschrieben haben, wie sie es gesehen hat.

Ute aus Frankfurt: Auf ihrem inneren Bild war die dunkle Seite wesentlich dunkler als auf dem Foto. Dann habe sie sich entschlossen, auf die dunkle Seite zu gehen.

DISPUT:

Ein Mülleimer zwischen der hellen und der dunklen Seite wird als etwas Trennendes empfunden. Es kommt sogar die Vermutung auf, dass es sich um eine Collage, um zwei Bilder handelt. Wer hat eigentlich das Foto gemacht? Ist er zufrieden mit der Beschreibung seines Bildes?

Ibrahim aus Konya ist der Fotograf: Nein, es sei ein einziges Foto, keine Collage. Es sei ein kleiner Teil der Stadt, ein Ausschnitt und eine Momentaufnahme, sagt er. Diskriminierung könne sichtbar oder unsichtbar sein. Wir diskriminieren auch vom Gefühl aus. Verhindern könnten wir Diskriminierung nur, indem wir uns und unsere Gefühle kontrollieren wollen, dass sie (die Diskriminierung) weniger sein soll. Das Ziel der Religion sollte sein, die Diskriminierung aufzuheben. Das gelte für alle Religionen. „Wenn wir gute Glaubende sind, können wir Diskriminierung verhindern!“

Ute aus Frankfurt: Schließt das nicht diejenigen aus, die nicht einer Religion verbunden sind?

Lise aus Wien: Zum ersten Mal kommt Religion ins Spiel. Die Europäischen Menschenrechte sind etwas, worauf wir uns alle einigen können, ob wir religiös sind oder nicht.

Helga aus Graz stimmt dem zu, weist aber darauf hin, dass wir auch unsere Position als Weiße, EuropäerInnen, als im Wohlstand Lebende berücksichtigen sollten. Denn die Menschenrechte werden auch als Machtmittel missbraucht. Deshalb sollten wir darauf achten, wer sie im Munde führt.



Barbara aus Frankfurt kommt nochmals auf das Foto zurück, das ihrer Meinung nach verschiedene soziale Räume beschreibt. Sie stellt die Frage, ob ein Spielsalon zwangsläufig ein Ort der Diskriminierung ist oder ein Call-Shop, der doch die Verbindung zu meinem Land, meiner Familie ist? Vielleicht finden hier ebenfalls gute soziale Beziehungen statt und umgekehrt im hellen Haus Diskriminierung. Sie empfindet eine Unsicherheit, könnte nicht so einfach sagen: Hier wird diskriminiert, dort sind die Menschen gut.

Bożena aus Warschau: Wir müssen auf die Wörter achten, die wir verwenden. Sie können uns zu Boden drücken oder hoch heben. Durch die Wörter nehmen wir die Welt wahr. Sie habe sich bei der Beschreibung des Bildes tatsächlich eine Kluft zwischen den Welten vorgestellt. Doch möglich wäre nun, nachdem sie das Bild gesehen hat, dass die aus dem hellen Haus ein Geschäft im dunklen Haus betreiben. Religion kann die Menschenrechte ergänzen aber nicht ersetzen. Diskriminierung kann man nicht verbieten. Wichtig ist, dass wir sie verhindern wollen.

Ibrahim aus Konya erzählt ein Erlebnis, das sie auf der Reise hatten. Beim Verlassen eines Kaufhauses wurden ihre Taschen durchsucht, als wären sie Diebe. Das habe ihn sehr getroffen und er empfand es als Diskriminierung.

Osman aus Konya gibt ihm Recht, aber auch zu bedenken, dass man ihnen hier in Graz freundlich und hilfsbereit begegnet sei. Andererseits seien Türken und ihre Geschäfte nicht anerkannt. Bei Diskriminierung spiele also auch Geld eine Rolle.

Fatima als Grazerin stellt klar: Alles auf dem Foto ist Griesplatz, alles ist im Ausländerviertel: sowohl das gelbe Haus auf der hellen wie das graue Haus auf der dunklen Seite.

Maryam, Künstlerin und Leiterin des Foto-Workshops, nennt das die Magie der Fotografie: Ein Foto kann sehr viele Wahrheiten aussagen. Die Gruppe hat wirklich gute Fotos gemacht in dieser kurzen Zeit in Graz. Alle haben sehr zielführend gearbeitet.



KARATAY HEM KONYA - TÜRKİE

Thema:

Die Not mit denen, die anders sind.

„Niemand darf auf Grund der sozialen Herkunft diskriminiert werden.“

Werkstatt in Konya

Das Zentrum für Erwachsenenbildung in Karatay HEM (Halk Eğitim Müdürlüğü) ist eine staatliche Einrichtung. Sie ist dem Bildungsministerium unterstellt und verantwortlich für die Planung, Koordinierung sämtlicher Aktivitäten im Bereich der Erwachsenenbildungsprogramme und Trainings-Angeboten für Erwachsene in Karatay, einem der Bezirke der Provinz Konya. Die Programme mit Angeboten im formalen, wie nicht-formalen und im Bereich des lebenslangen Lernens sind für alle Personen zugänglich. Aus diesem Grund besteht die Zielgruppe in der Regel aus AnalphabetInnen im Erwachsenenalter, die nach einer neuen Chance für die Gestaltung ihres Lebens suchen. Das Karatay Zentrum für Erwachsenenbildung wird gemeinsam mit dort Lehrenden und Lernenden eine Lernwerkstatt während des Projektes ausrichten.



Die Not mit denen, die anders sind.

**„Niemand darf auf Grund der sozialen Herkunft diskriminiert werden.“
Artikel 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention**



„Tanzende Derwische“

Donnerstag 31.05.2012 bis Samstag 02.06.2012
Ort: Bera Mevlana Otel, Konya

**30/05/2012 Mittwoch/
Çarşamba/** Ankunft

**31/05/2012 Donnerstag/
Perşembe**

...Frühstück
...-12.00 – Genießen Sie bis Mittagessen
12.30-13.30 – Mittagessen in Hotel
13.30-14.00 – Pressekonferenz und Eröffnung der Werkstatt
14.00-15.00 – Besichtigung des Jugend (Straßenkinder) Zentrum (wir müssen nach dem Presskonferenz besuchen, weil, diese Kinder gehen nach Haus um 15.00 Uhr)
15.00-15.30 – Kaffeepause und Unterhaltung im Zentrum der Jugendlichen
16.00-18.00 – Eröffnung von Gastgeber und Koordinatorin Ute Wannig, Vorstellungsrunde im Kontext des Themas „Niemand darf auf Grund seiner sozialen Herkunft diskriminiert werden“, Präsentation Arbeiten des KARATAY, kurzer Überblick über das Programm
18.30-19.00 – Abfahrt nach Restaurant mit dem Bus
19.00-21.00 – Abendessen im „Akyokuş Restaurant“ und Sehen Konya bei Abend&Nacht

01/06/2012 Freitag/ Cuma

07.00-08.30 – Frühstück im Hotel
08.30-09.00 – Abfahrt zum Arbeitsort mit dem Bus
09.00-10.00 – Projekte: Aus der Arbeit mit Schizophreniepatienten und aus der Arbeit mit Roma-Bevölkerung
10.00 -10.30 – Kennenlernen der Arbeiten von zwei Künstlerinnen (Marmorierung und Keramik)
10.30-13.00 – Künstlerische Vertiefung des Themas
13.30-14.30 – Mittagessen
14.30-17.30 – Fortführung der Gestalterischen Arbeiten in zwei Gruppen.
17.30-18.30 – Rückfahrt ins Hotel
19.00-21.00 – Abendessen in einem Restaurant (werden wir zu Fuß gehen)

02.06.2012 Samstag/ Cumartesi

09.00-10.30 – Vorstellen Tagesablauf, Einführung Ute Wannig mit Abdullah Acar ...betrachtet und reflektiert...
Reflexion über zwei ausgewählte Kunstwerke: Was sagen sie zum Thema?

10.30-11.00 – Kaffeepause
11.00-13.00 – Fishbowl (Eindrücke von Diskriminierungen, von denen wir gehört haben und die in den künstlerischen Werken aufgegriffen und vertieft wurden)
13.00-14.30 – Mittagessen (mit dem Bus)
14.30-15.30 – Abschlussrunde: Was nehmen wir zu den Menschenrechten mit – aus der Art, wie wir miteinander gearbeitet haben – Rückblick und Ausblick
15.30-19.00 – Stadtbesichtigung und Einkaufszeit ?(Mevlana Museum/ Kloster, Alaaddin Moschee, St. Paulus Kirche und andere historische Ort aus der Seldschuken Periode)
19.00-20.30 – Abendessen "Gülbahçe Restaurant" in der Nähe von Hotel.
20.30-21.00 – Hinfahrt (zu Fuß) nach Mevlana Kulturzentrum.
21.00-23.00
Zeremonie Tanzende Derwische

03.06.2012 Sonntag/ Pazar

ab 07.00 – Verabschieden der Gruppe außer sieben Personen von DE

Kontakt: Dr. Abdullah ACAR

Soziale Diskriminierung

Menschen gelten als sozial ausgegrenzt, wenn sie nicht voll am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilnehmen und ihre staatsbürgerlichen Rechte nicht umfassend wahrnehmen können und/oder wenn ihr Zugang zu Einkommen und anderen Ressourcen (persönlicher, familiärer und kultureller Art) so unzulänglich ist, dass er sie von einem Lebensstandard ausschließt, der in der Gesellschaft, in der sie leben, als akzeptabel gilt.

Monika, CIL

Die deutschen TeilnehmerInnen der Werkstatt in Konya reflektierten im Vorfeld ihren persönlichen Bezug zum Thema.

Martina:

...Achte jedes Gegenüber...

Persönlich:

Aufgewachsen in bürgerlichem Milieu (Vater im Fernmeldewesen tätig, verbeamtet, Mutter Hausfrau mit starkem ehrenamtlichem Engagement), katholisch verwurzelt; starke Wertevermittlung im Sinne von:

- respektiere jedes Gegenüber, unabhängig von seiner Herkunft bzw. seinem derzeitigen Status
- achte gerade „kleine, rechtschaffene“ Leute, sie sind oft „anständiger“ als andere
- jeder Beruf hat seine Bedeutung, wichtig ist, seine Sache gut zu machen, d.h. mit Leidenschaft

Verbunden war diese Haltung mit einem gewissen Herabschauen auf „Emporkömmlinge/ Neureiche“.

Beruflich:

Als Tendenzen sind zu beobachten, dass

- KollegInnen sich zunehmend respektlos gegenüber niedriger Gestellten verhalten,
- sie sich gleichzeitig vermeintlich „wichtigen Personen“ gegenüber aufplustern,
- sie keine Achtung mehr gegenüber einfacheren Tätigkeiten zeigen

Beispiel: Vor 10 Jahren hat man einen wichtigtuerschen Kulturattaché der deutschen Botschaft ironisiert, versucht, ihn auflaufen zu lassen, sich über seine Gespreiztheit amüsiert – heute gilt das gleiche Verhalten als „normal“, man biedert sich an, will nicht hinten anstehen etc. Gleichzeitig lässt man den Standbauer oder Spediteur deutlich spüren, dass man etwas Besseres ist.

Gesellschaftlich:

Im Bereich Schule macht sich Negativentwicklung deutlich:

- heute spielt soziale Herkunft für das Weiterkommen innerhalb der schulischen Laufbahn eine deutliche Rolle
- in den 70er Jahren war stärkere Durchlässigkeit zu verzeichnen
- G8 ist ohne akademisches Elternhaus kaum zu schaffen
- anscheinende Gleichgültigkeit gegenüber all jenen, die aus dem System fallen

Pia:

Schule als Ort sozialer Ausgrenzung

Der Bereich mit der größten sozialen Ausgrenzung ist bei uns in Deutschland meiner Meinung nach die Schule. Ganz konkretes Beispiel: Farsam kam im Alter von 7 Jahren mit seiner Mutter und seiner jüngeren Schwester aus dem Iran nach Deutschland und lebt bis heute nur geduldet hier. Der Name tauchte bei mir das erste Mal auf, weil es in der 8. und 9. Klasse quasi monatlich Klassenkonferenzen wegen Farsam gab. In der Oberstufe saß er im selben Deutschleistungskurs wie meine Tochter Hannah, die sich mit ihm anfreundete. Sie war überzeugt, dass er superintelligent ist und im Deutschleistungskurs supergute Sachen sagt. Der Lehrer war begeistert, aber die MitschülerInnen neideten ihm die guten Noten („Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu“). Bei der Überreichung der Abizeugnisse gehen alle einzeln nach vorne und ihr „Lieblingslied“ wird eingespielt. Bei Farsam sang der Musiklehrer! Er erläuterte es: er hatte in der 9. Klasse mit Farsam gewettet: Farsam hatte behauptet, er würde ein Abi mit 2,5 machen. Der Musiklehrer hatte versprochen, sollte dieser (sehr unwahrscheinliche) Fall eintreten, würde er bei seiner Abiverabschiedung singen. Nun hatte Farsam noch Glück: er traf immer mal wieder auf gute Lehrer und auch die Eltern verlangten nicht, dass er von der Schule gehen müsse (was an anderen Schulen bei solch „auffälligen“ Schülern durchaus üblich ist, z. B. am Lessing-Gymnasium).

Und noch etwas: wenn die Jugendlichen feiern gehen wollten, kam Farsam in kaum eine Disco rein. Manche Mitschüler gingen dann halt alleine in die Disco, andere gingen dann auch nicht rein. Hannah legte sich immer wieder mit den Türstehern an, aber ohne Erfolg. Nach dem Abi wollte er für ein Jahr nach Brasilien – wegen seines ungeklärten Aufenthaltsstatus nicht möglich! Er studiert zurzeit, träumt aber immer noch von Brasilien.

Aus der Geschichte meiner Familie:

Meine Großeltern mütterlicherseits waren Sozialdemokraten der ersten Stunde und setzten sich zeit ihres Lebens für Arme und ungerecht Behandelte ein. Meine Mutter war davon nicht begeistert. Sie sagte immer der „Arme-Leute-Fimmel“ ihrer Eltern gehe ihr ziemlich auf den Nerv. Eine wohl recht traumatische Geschichte aus ihrer Kindheit, die sie oft erzählte: Sie durfte am ersten Schultag ihre Schultüte nicht mit in die Schule nehmen mit der Begründung, Rücksicht auf die armen Kinder zu nehmen, die sich keine Schultüte leisten könnten. Das Ergebnis: sie war die einzige in der Klasse, die keine Schultüte dabei hatte!

Monika:

...es sind die subtilen Hinweise...

Obwohl wir uns als nicht sozial ausgegrenzt bezeichnen und uns auch in der Regel nicht als solche fühlen, merken und erfahren auch wir in der ein oder anderen sozialen Zusammenkunft mit wirtschaftlich besser gestellten Personen deutliche Hinweise sprachlicher wie auch nicht sprachlicher Art, dass man uns als nicht dazugehörig deklariert.

Meist sind es ganz subtile kleine Hinweise, wie z.B. nicht ausreden lassen, bzw. nicht zuhören, Augenverdrehen; weil man von einem bestimmten Stadtteil/ Schule kommt, gehört man nicht zum erwählten Kreis, man wird allenfalls geduldet.

Die Reaktion des Betroffenen/ des Ausgegrenzten darauf ist meist eine, die als ohnmächtig empfunden wird, die ein Verhalten erzwingt/ abverlangt, welches im Kern den Versuch zum Ausdruck bringt, nicht aufzufallen. D.h., indem man sich zurückzieht, bedeckt hält und isoliert, versucht man, in diesen gesellschaftlichen Strukturen zu bleiben und Fuß zu fassen.

Es entwickelt sich eine enorme Bewährungsdynamik/-problematik, die nur durch das Goodwill des gesellschaftlich vermeintlich Höhergestellten/ Bessergestellten zum Stillstand gebracht werden kann.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist jedoch, dass es gelingt, etwas dagegen oder gleich zu setzen, das individuell gesehen genauso werthaltig ist und eine gesellschaftliche Anknüpfung ermöglicht (im obengenannten Sinne). Gelingt dies nicht, reichen solche subtilen Mechanismen zum Scheitern, zur Infragestellung der eigenen Person und damit zur Diskriminierung.

Rebekka:

Meine persönlichen Erlebnisse mit sozialer Diskriminierung als Polizistin

In meinem beruflichen Umfeld als Polizistin ist es schwer, zwischen sozialer und ethnischer Diskriminierung zu trennen.

Wenn man sich die Personen ansieht, die sich im kriminellen Umfeld bewegen, mit denen man es als einfacher Streifenpolizist zu tun hat, sind dies zu 90 % Personen mit Migrationshintergrund oder aus sozial schwachen Familien.

Hinzu kommt, dass so gut wie kein Frankfurter Polizist auch tatsächlich aus Frankfurt stammt. Sie kommen alle von Dörfern in Nord- und Mittelhessen. Dort gibt es so gut wie keine Kriminalität, es gibt keine Migranten oder ähnliches. Wenn sie dann zum Dienst nach Frankfurt kommen, haben sie zum ersten Mal mit Leuten zu tun, die nicht ursprünglich aus Deutschland stammen oder aus sozial schwachen Familien kommen. Und dann auch nur mit denen, die tatsächlich kriminell werden.

Dass ein Migrant oder Hartz 4-Empfänger nicht immer kriminell sein muss, nehmen sie dadurch nicht wahr.

So entsteht bei vielen Kollegen schnell der Eindruck, jeder, der eine andere Hautfarbe hat oder in einem gewissen sozialen Umfeld wohnt, müsse eine kriminelle Vergangenheit haben. Manche sind sogar enttäuscht oder erstaunt, wenn die kontrollierte Person polizeilich noch nie in Erscheinung getreten ist.

Ich habe es bei Kollegen sogar schon erlebt, dass sie erstaunt waren, wie ich es als echte Frankfurterin, die hier auf eine staatliche Schule gegangen ist, zur Polizei geschafft habe. Da ihrer Meinung nach alle Frankfurter eine kriminelle Laufbahn haben und erst recht, wenn sie auf staatliche Schulen gehen, wo ja jeder Frankfurter und Kriminelle hingehen kann. Dass auch mein Freundeskreis in Frankfurt mich als Polizistin akzeptiert, scheint sie dann sogar noch mehr zu erstaunen.

Abschließend lässt sich sagen, dass die Diskriminierung, die in der Polizei dem Frankfurter Bürger gegenüber meiner Meinung nach herrscht, daher kommt, dass es zu wenig „Großstädter“ in der Polizei gibt. Die Kollegen haben nie Menschen kennen gelernt, die sozial schwach oder Migranten sind und nicht kriminell.

Auch der Unterricht in „Berufsethik“ in der Ausbildung kann daran zur Zeit jedenfalls noch nicht viel ändern. Dazu hat er einen viel zu geringen Stellenwert in der Ausbildung, auf Grund der Einstellung vieler und der zu geringen Stundenanzahl.

Andreas:

...bitte nicht auffallen...

Als Kind einer armen Familie und katholisch in der Diaspora (Hamburg) aufgewachsen, gab es für mich diese zwei Felder, in denen eine Diskriminierung möglich war. Wir waren arm, aber keine Arbeiterkinder. Mein Vater hatte vor dem Krieg Schlosser gelernt, den Krieg über war er Soldat. Nach dem Kriege übernahm er die „Firma“ seines Vaters. Diese Firma, die nur aus ihm selbst bestand, stellte Gegenstände aus Papiermaché her. Das waren Spielzeuge, Dekore, aber auch medizinische Modelle für den Lehrbetrieb (z.B. Herzen, Gelenke und Totenköpfe) und auch Nachbildungen von Kunstwerken aus Gips.

Mein Vater war ein erfolgloser Unternehmer. Oft war er tagelang unterwegs in Deutschland und brachte sehr unregelmäßig wenig Geld nach Hause. Bis zu meiner Geburt 1955 lebte meine Familie in zwei Zimmern der Wohnung meiner Großeltern. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits vier Kinder geboren. Mit meiner Geburt änderte sich die Lage. Mein Vater nahm eine feste Arbeit an und es wurde eine Wohnung bezogen. Die schwierigste Zeit meiner Familie habe ich also nicht mehr erlebt, aber trotzdem war die Armut noch spürbar. In unserer Wohnung (3 Zimmer, ca. 70 qm) lebten nach der Geburt meines letzten Bruders acht Personen. Ich habe das als Kind sehr unterschiedlich wahrgenommen.

In meinem Viertel (Barmbek, ein Arbeiterviertel damals) war Armut kein Thema in dieser Hinsicht, die meisten waren es mehr oder weniger in den 50er und 60er Jahren. Dass ich katholisch bin, wurde zwar wahrgenommen, ich ging ja in eine andere Schule. Die Kinder nahmen das hin, machten es selten zum Thema, und auch ich beschränkte mich darauf, dieses Faktum lediglich zu bestätigen. Anders-Sein war in meiner Wahrnehmung kein Ausschlussgrund, sofern ich genauso frech und unternehmungslustig war wie die anderen auch.

Schwierig wurde es für mich auf dem Gymnasium. In der zentralen katholischen Oberschule in der Stadt wurde die Armut meiner Familie spürbar. Aus Barmbek kamen nur sehr wenige Kinder, alle anderen waren Kinder aus sicheren oder reichen Verhältnissen. Meine Reaktion war der Versuch, möglichst unauffällig zu bleiben, was naturgemäß nicht immer ging. Ich beteiligte mich möglichst nicht am Unterricht, und meldete mich auch nicht, wenn ich etwas wusste. Mir war es wichtiger, nicht beachtet, als gelobt zu werden. Nicht von ungefähr habe ich nur einen Freund aus dieser Schulzeit. Freunde fand ich vor allem in der katholischen Kirchengemeinde. Älter geworden (so ab der 11. Klasse), versuchte ich, den Spieß umzudrehen und betonte den Stolz, ein Barmbeker zu sein.

Beruflich:

Ich arbeite für Menschen, die in erster Linie schwere Alkoholiker sind. Nicht nur aus diesem Grunde, aber vor allem deswegen, sind diese Menschen am Rande unserer Gesellschaft angekommen.

Alkoholiker, Sozialhilfeempfänger, Ausländer, dies kommt gelegentlich alles zusammen. Die Umwelt reagiert bestenfalls nicht beachtend, leider auch oft offen ausgrenzend. Betrüblich ist für mich in meiner Profession als Sozialarbeiter, dass ich nur Hinwendung geben darf, aber keinesfalls systemverändernd wirken kann und darf.

KARATAY HEM



Von Sozialer Diskriminierung Betroffener in Konya

Unser Projektpartner, das Karatay Erwachsenenbildungszentrum unternimmt aufsuchende Sozialarbeit, u.a. in drei ambulanten Tageseinrichtungen, die während der Werkstatt besucht wurden:

- Zentrum sozialpädagogischer Arbeit mit und für Straßenkinder
- Zentrum der Arbeit mit Schizophrenie-Patienten und
- Qualifizierung und berufliche Integration Angehöriger der Rom-Bevölkerung

Die Besuchenden vergewissern sich ihrer beruflichen Kontexte und spiegeln damit den Blick auf

- Straßenkinder
- Alkoholiker
- Wohnungslose
- Bildungschancenungleichheit
- notwendige Würde und Anerkennung
- das deutsche Schulsystem, das sozial ausgrenzend ist
- die Bildungschancen von MigrantInnen
- die soziale Situation von MigrantInnen
- die Bedeutung von Titeln in Österreich
- die Notwendigkeit, gegen Diskriminierung aktiv sein, egal ob ethnisch, religiös, sozial
- die Ausführung einfacher Berufe wird diskriminiert, nur nach außen wahren Intellektuelle den Schein der Gleichbehandlung
- den schwierigen Zugang zum deutschen Bildungssystem für Arbeiterkinder
- Frontex und die Abschottung gegenüber Armen
- Drogensüchtige und ihre Ausgrenzung
- den Wiedereinstieg von rehabilitierten Drogensüchtigen
- Kinder aus schwierigen sozialen Situationen/ Verhältnissen
- die Darstellung von sozialen Randgruppen in den Medien, vor allem dem Fernsehen
- ungerechter Einkommensnachweise für Visa und Staatsbürgerschaft
- die Diskriminierung bei der Polizei
- die Diskriminierung von Akademikern/ Intellektuellen in Polen (unter dem Kommunismus)
- Alphabetisierungsprogramme mit EinwanderInnen aus Ost-Anatolien





Mittendrın

– Ästhetische Vertiefung des Themas –

Die Techniken:

In der „Teller-Gruppe“ wurden Porzellanteller (Rohlinge) angemalt und gebrannt.

Monika berichtet aus der „Teller-Gruppe“:

Im Gespräch wurde die Dialektik des Kontrastes deutlich. Der Teller zeigt viele Kontraste. Trennende Linie – Durchlässigkeit; spitze und runde Formen; bunte und einfarbige Flächen.

Wer ist diskriminiert, die sich außen befinden oder die innen? Wer hat die Diskriminierung überwunden? Der einzelne, der den Sprung geschafft hat? Es gibt eine Hierarchie, im Bild und im Thema.





Werk von Daniela, SOMM

Diskussion

Kann es gelingen, die Mauer im Teller zu überwinden? Wie können wir die Diskriminierung überwinden?

Gibt es auf dem Teller den Ausgang in die ganz andere Welt?

Ist denn diese Welt, die man auf dem Teller jenseits der Mauer erreichen kann, überhaupt anstrebenswert? Die Seite ist jedenfalls leer und tot, während auf der „diskriminierten“ Seite das bunte Leben tobt.

Man muss die Diskriminierten selbst fragen, wie sie es erleben. Diskriminierung ist nicht schön und bunt, man wird davon krank und traurig! Es geht bei dem Aufstieg, bei der Überwindung der Mauer nicht um Geld, sondern es geht darum, respektiert und toleriert zu werden. Durch unsere Arbeit werden die Grenzen zwischen den Menschen durchbrochen.

Jeder hat schon mal Diskriminierung erlebt. Auch als Frau bei der Polizei, auch ohne Kopftuch und mit weißer Hautfarbe. Es geht eher um die Frage, in welcher Gesellschaft ich leben will. Ich möchte keine langweilige Gesellschaft, sondern eine vielseitige.

Es ist auch eine Frage der Perspektive: die Gesellschaft als Netzwerk zu sehen wie im Ebro-Bild, ist nur für den ein schönes Bild, der oben steht und die Netzwerke, nutzen kann. Wer unten steht, will hinauf. Das entspricht der Natur dessen, der unten steht. Auch unten können sich Netzwerke bilden.

Diskriminierung ist keine Frage der Moral und guter Absicht, sondern ein Ergebnis des Kapitalismus. Bei aller Anstrengung und Anti-Diskriminierungsarbeit wird sich nichts ändern, solange sich die Gesellschaft nicht ändert. Es kommen immer neue Diskriminierte nach.

Hierarchisierung/ Ranking und Diskriminierung sind ein und dieselbe Sache.

Netzwerk ist ein sehr akademischer Begriff. Es geht doch darum, dass Menschen, die diskriminiert werden, beurteilt werden. Aber egal, wie ich jemanden sehe, ob ich ihn mag oder nicht, keiner sollte diskriminiert werden. Das gilt unabhängig von meinen persönlichen Vorlieben. Es ist wichtig, die Kinder schon so zu erziehen, dass sie nicht diskriminieren. Die rote Farbe auf dem Teller steht für Liebe und das ist das Potential zur Überwindung der Diskriminierung.





Werk von Gabriele, CIL

Rebekka berichtet aus der „Ebro-Gruppe“:

In der „Ebro-Gruppe“ werden mit einer Marmorieretechnik Papiere bearbeitet.

Bei der **Interpretation** gab es zwei Hauptansätze: Zellen des Körpers oder Landkarte. Es gab sehr unterschiedliche Interpretationen. Die einzelnen Flecken könnten unterschiedliche Gesellschaftsschichten sein. Die grünen Flecken sind die niedrigen Schichten, die an den Rand gedrängt werden. Es könnte auch Unwohlsein an Psyche oder Körper aufgrund der Diskriminierung bedeuten. Der schwarze Hintergrund ist die gesamte Menschheit, gelb dann die Oberschicht, die alle anderen verdrängen. Es gibt weiße Verbindungslinien. Diskriminierung wird dann überwunden, wenn man Grenzen überwindet und sich gegenseitig kennenlernt. Es muss ein Austausch stattfinden. Die Technik des Ebro könnte auch etwas zum Thema beitragen: Die Farben verdrängen sich gegenseitig, so entsteht Platz für Neues. Wenn die Farbe qualitativ hochwertig ist, findet der Austausch optimal statt, wie bei gut funktionierenden Gesellschaften. Nur die weiße Farbe verteilt sich immer, sie nimmt keine Rücksicht.



KONYA



KARATAY HEM



Im Nachhinein

Reflexionsfrage: Wie sind wir im Rahmen der Werkstatt unter dem Gesichtspunkt der Menschenrechte miteinander umgegangen? Gibt es etwas, das stark genug ist, bei mir etwas zu verändern?

Obwohl wir miteinander in der Idee der Menschenrechte respektvoll umgegangen sind und miteinander gut gearbeitet und ein Seminar gestaltet haben, hat es situativ bei Einzelnen Verletzungen gegeben. Es hat sich ein Gefühl eingestellt, nicht wertgeschätzt zu sein. Scharf formuliert könnte man sagen, dass sich im Seminar Diskriminierungsvorstufen oder Diskriminierungselemente in unserem Umgang miteinander gezeigt haben.

Beobachtetes Beispiel: Eine TN hat sich in dem Prozess der Werkauswahl in der Kürze der Zeit nicht eingebunden gefühlt (ihr Bild stand nicht zur Auswahl für die Reflexion). Daraufhin war diese Person so stark gekränkt, dass sie ihr eigenes Kunstwerk zerriss.

Hat also durch den Akt des Zerstörens des eigenen Werkes symbolisch der Diskriminierung Nachdruck verliehen.

(Diskriminierung liegt meiner Ansicht nach dann vor, wenn es in Folge einer Handlung zur Negierung oder Vernichtung des menschlichen Wertes/ der menschlichen Person kommt.) Somit hat sich an dieser Stelle in unserer Arbeit – obwohl nicht gewollt oder beabsichtigt - durch die Zerstörung Diskriminierung Ausdruck verliehen.

Und hier bleibt für mich ein Leerzeichen, eine Frage.

Ist es überhaupt möglich auf der Ebene von handelnden Personen, dass **keine** „Verletzung“ stattfindet? Ist nicht schon ein Standpunkt vertreten, tendenziell ein Vorgang des Ausgrenzens, Abgrenzens und birgt die Gefahr der Verletzung in sich, vor allem dann, wenn das Gegenüber seinen Standpunkt nicht vertreten oder kundtun kann?

Und auf der Ebene unserer Auseinandersetzung mit dem Thema sollten wir hier noch mal schärfer inhaltlich trennen und im Umgang miteinander auch thematisch darüber diskutieren. Sonst bleibt unser Dialog auf der oberflächlich höflichen Ebene mit persönlicher Verletztheit und Betroffenheit. Ich denke, das ist die Herausforderung eines solchen Dialoges auch für mich, der mir besonders schwer zu lenken und zu leiten scheint. Und über den ich mir selbst hier an dieser Stelle im Nachgang noch Gedanken machen werde.

Monika, Frankfurt

Ich habe mich bemüht, dass kein Anzeichen von Diskriminierung in meinem Verhalten war.

Ich habe versucht, keine Fehler zu machen und unseren Besuchern ein guter Gastgeber zu sein.

Ich habe versucht, unsere Arbeit im Bildungszentrum vollständig vorzustellen.

Leider habe ich in Hinblick auf die ausgegrenzten Gruppen, denen wir Bildung geben, keine Rückklärung eurerseits erhalten.

Osman, Direktor von Karatay Volksbildungszentrum

Ich habe wahrgenommen, dass insbesondere unsere Gastgeber mit der Markierung des Menschenrechtes „Niemand darf wegen seiner sozialen Herkunft...“ ein besonderes Anliegen verbinden. Dies habe ich begonnen ernsthaft auch selbst für mich anzunehmen und im eigenen Kontext zu interpretieren.

Winfried, Frankfurt

Gute Gefühle?

Wirkung der von sozialer Diskriminierung Betroffenen auf die BesucherInnen

Es war gut zu sehen, wie sich die besuchten Projekte an den Bedürfnissen der TeilnehmerInnen orientieren.

Arbeitsprojekt zur Integration der Roma:

Kein Mensch kann sich an Diskriminierung gewöhnen, man muss die Menschen mit einbinden, sich nach deren Bedürfnissen richten. Das Projekt fördert die Integration, weil auch Türkinnen und Kurdinnen daran teilnehmen und gemeinsam arbeiten. Es ist toll, dass man in den Lebensraum der Roma kommt und dort etwas aufbaut, nicht dass man sie woanders hinbringt. Interessant, dass die Herkunft und Religion für die Teilnahme am Projekt keine Rolle spielt.

Besonders bewegend war die Einrichtung für die Arbeit mit psychisch Kranken mit ihrer Arbeitsweise für uns Musliminnen. Die Form der Tagesklinik und die Einbindung der Familie war sehr interessant. Im Zusammenhang der Arbeit von SOMM war es auch eine Bestätigung dafür, dass die Lebensbedingungen in der Migration krankmachen können und die Familien dann offensichtlich lieber in die Heimat zurückkehren (vielleicht, weil sie keine Therapie gefunden haben, die sich an ihren Bedürfnissen orientiert).

Ein Jugendzentrum ist eine gute Idee, vor allem auch, dass auch mit Eltern aufklärend gearbeitet wird und sie unterstützt werden. (Die Gespräche mit den jeweiligen LeiterInnen waren interessant) Mit einer so großen Gruppe in die Projekte „einzudringen“ war auch etwas unangenehm. Es wäre schön gewesen, wenn wir offiziell mit KlientInnen/ PatientInnen der Projekte hätten reden können. So blieb es der Initiative jedes Einzelnen überlassen, das Gespräch zu suchen. Vielleicht hätten man das bei Tee in Kleingruppen auch organisieren können, damit wir noch mehr z.B. über die Lage von Roma, sozial schwachen Familien in der Türkei erfahren hätten können.

Die Inspiration für das künstlerische Arbeiten wäre intensiver gewesen, wenn Betroffene über sich gesprochen hätten bzw. wir mehr über ihre Lage erfahren hätten.

Menschenrechte und Religion in Europa

Diskriminierung hat mit Macht und Hierarchie zu tun versus jeder kann jeden diskriminieren.

Konya und die verschiedenen Kontakte, Eindrücke und Gespräche boten eine gute Möglichkeit, Vorurteile abzubauen. Wir wurden respektvoll, gastfreundlich behandelt, das sollte man bedenken. Informell ergaben sich aus den verschiedenen Eindrücken zahlreiche Gespräche, z.B. Kopftuchverbot im öffentlichen Dienst in der Türkei als Menschenrechtsverletzung, die Lage der Roma, eigene Vorurteile gegenüber ihnen, Konzepte im Umgang mit Straßenkindern in den verschiedenen teilnehmenden Ländern (Strafen < > Elternbildung), Stellung der muslimischen Frau, Diskriminierung von KurdInnen.

Die Werkstatt in Konya hat auch gezeigt, dass der gute Willen nicht zu diskriminieren, nicht andere auszuschließen, nur der erste Schritt in der Menschenrechts- und anti-diskriminierende Arbeit sein kann. Auch wenn man für Menschenrechte und gegen Diskriminierung eintritt, ist man trotzdem nicht davor gefeit, Exklusion zu produzieren. Man muss sich selber ständig reflektieren und Strukturen analysieren.

Wenn wir uns bewusst sind, dass gerade Entscheidungsmechanismen anfällig für Diskriminierung sind, müssen wir gerade darauf ein besonderes Augenmerk lenken. Solche Abläufe dürfen in einer internationalen Werkstatt – trotz mittlerweile durch den Dialog erarbeiteter Vertrautheit und eingespielter Kommunikation – nicht der Spontaneität überlassen werden.

SOMM, Graz, am 3.7. 2012

KONYA



MEULANA (dahinter 2 Minarettspitzen der SELIMIYE ÇAMI) 5/12 *fr*



CIL | NETZWERK pflegeBegleitung FRANKFURT - DEUTSCHLAND

Thema:

Die Not mit denen, die anders sind.

„Niemand soll wegen der Fürsorge für Angehörige und Freunde ausgegrenzt werden.“

Das Netzwerk pflegeBegleitung setzt sich bundesweit für die Begleitung und Stärkung sorgender und pflegender Angehöriger ein, die sich um ihre erkrankten Familienmitglieder kümmern. Die Sorge um Verwandte, die Hilfe benötigen, geschieht vielfach im Stillen. Sie erfordert viel Kraft und Ausdauer. Diese Leistung verdient ausdrückliche öffentliche Anerkennung. Damit die Belastbarkeit von Einzelnen aber nicht überstrapaziert wird, braucht es Solidarität und Mit-Verantwortlichkeit im Sinne einer "Caring Community" – in der alle füreinander eintreten.



CIL / pflegeBegleitung



Einladung zur Werkstatt

„Niemand soll wegen der Fürsorge für Angehörige und Freunde ausgegrenzt werden“ vom 27. bis 28. September 2012 in Frankfurt am Main

An Euch, liebe ProjektpartnerInnen aus Konya, Oradea, Warschau/ Radom, Graz nebst unseren örtlichen MitarbeiterInnen von Frankfurt / Umgebung bis Bonn!

Bei der Werkstatt geht es um das, was einen immer größeren Anteil der Bevölkerung - nicht nur in Deutschland - berührt, sei es als pflegebedürftige Personen oder als Söhne, Töchter, Ehefrauen und -männer, sei es als Freunde und LebenspartnerInnen mit der Verantwortung für den Anderen. Dennoch, und das kennzeichnet die Nähe von Pflege und Diskriminierung – scheinen sich auffallend viele Menschen von diesem Thema abgestoßen zu fühlen oder meinen, ‚ohne Bezug‘ dazu zu sein. Gelernt haben wir aus den Reaktionen, die wir bei der Suche nach unserem Thema machten, dass es offenbar attraktive und weniger attraktive Formen der Diskriminierung gibt. Das Thema, das wir auswählten, gehört zweifelsohne zu den wenig attraktiven, zu dem Menschen ‚keinen Bezug‘ haben wollen. Das Problem der Ausgrenzung pflegender Angehöriger und Freunde verbirgt sich bereits in diesem Ansatz. So scheint es!

Die Kooperationspartner vom Netzwerk PflegeBegleitung aus Frankfurt-Rödelheim, mit denen wir die Werkstatt vorbereitet haben, werden Zeugnis darüber abgeben, was Diskriminierung im Kontext pflegender Angehöriger und Freunde heißt. Sie sind Ehrenamtliche, die in der Ausbildung zur PflegeBegleitung sind oder eine solche durchlaufen haben.

PflegeBegleiterInnen greifen nicht in die Pflege ein, sondern sie sind dafür da, um die Vereinsamung von Menschen zu unterbrechen. Wir können sie damit auch MenschenrechtsarbeiterInnen mit pflegenden Angehörigen und FreundInnen nennen.

Die künstlerische Vertiefung wird angeleitet von den Künstlerinnen:

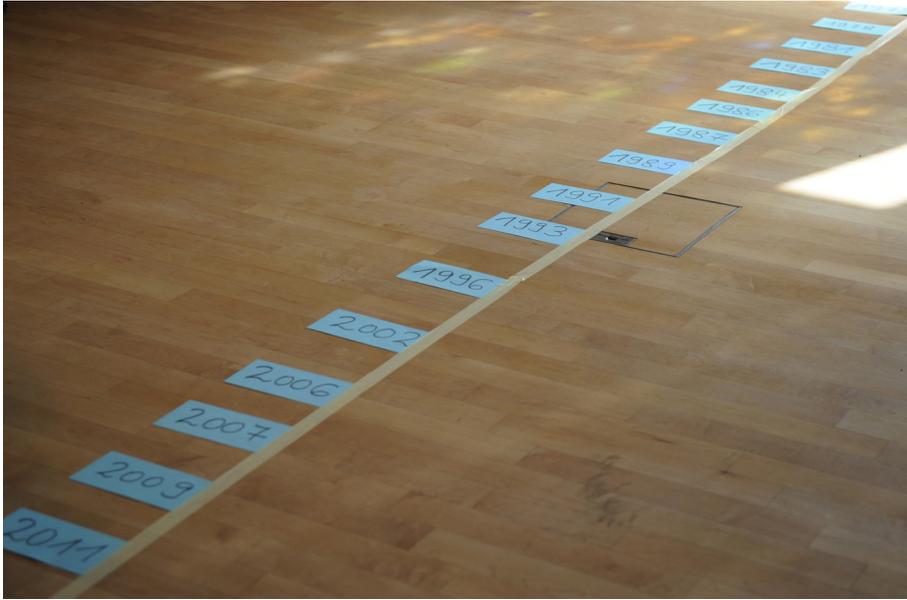
Gabriele Saur-Burmester, Malerin, mit Druckarbeiten mit Glas, Acryl und Papier;
Gamma Thesa Terheyden, Bildhauerin, mit Speckstein und Ingrid Diemel, Industriedesignerin, mit Collagen aus Papier.

Die Reflexionen zum Thema werden moderiert von Khatera Sadr, Selbstorganisation von und für Migrantinnen und Muslima, Graz; Marlies Ritter, Projektkoordinatorin im Netzwerk pflegeBegleitung, Frankfurt am Main und Ute Wannig, Internationale Koordinatorin der CIL, Frankfurt am Main.

Wir freuen uns auf Euch und Eure Freundlichkeit

Ute Wannig, CIL

CIL / pflegeBegleitung



Mittendrin

– Darum geht es –

Mitschrift der Darstellungen Betroffener an diesem Nachmittag

1. Szene „Vollbeschäftigung“

Hauptperson

Methode: Zeit-Strahl/ -reise
mit 8 Personen (TeilnehmerInnen)

1970 I. ist 15 Jahre, Umzug nach Ffm. Mutter erkrankt – dauerhafte Erkrankung, vollständiger Hilfsbedarf Folgen für I. häufige Abwesenheit in der Schule, Schwierigkeit mit den Schüler/ innen

1975 Verantwortung für den Haushalt, Abschluss der Schule: Abitur und Studienbeginn.

Vater, der unter Kriegsspätfolgen litt, benötigte selbst Hilfe.

Positiv (schön) war es, dass ich meinen Mann kennenlernte. Das Studium litt unter der Situation.

1981 Meiner Mutter ging es ein wenig besser, aber ich bin durch die Examenssituation gestresst. Am Abend vor der mündlichen Prüfung bricht mein Vater zusammen. Ich breche zusammen, mein Vater stirbt. 3 Wochen später mache ich die Prüfung noch mal und bestehe.

1983 heiraten wir: Kinderwunsch

1984 Erster Sohn wird geboren, Mutter, dann wieder Beruf, Grundpflege der Mutter weiter. Examen (2. Prüfung) nicht bestanden.

1986 Zweiter Sohn wird geboren.

1987 Dritter Sohn, wir leben immer noch bei den Schwiegereltern. Im Referendariat gab es Probleme: Kinder, Pflege, aus.

1989 Fünf Monate vor dem zweiten Versuch (2.Examen) hörte ich mit dem Studium auf und suchte mir eine Arbeit (Jobs). Mein Mann arbeitete selbstständig (Chemiker). Schwiegervater erkrankt (Lungenkrebs). Ich habe meine Schwiegermutter unterstützt.

1991 Starb mein Schwiegervater. Meine Schwiegermutter erkrankt schwer und wird

1993 bettlägerig. Ich verlor meine Stelle und machte mich auch selbstständig.

1996 Die Firma meines Mannes geht insolvent, worauf auch meine Firma von der Bank gekündigt wird. Meine Geschäftspartnerin steigt aus: Konkurs. Ich werde selbst schwer krank.

1999 Neuer Job , aber die alten Probleme

2002 Firma, bei der ich arbeite, verkauft den Geschäftsbereich, in dem ich arbeite. 72 Personen verlieren ihre Stelle. Pflege der Mutter wird stärker.

2006 Haus in dem wir wohnen wird versteigert: Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik.

2007 Erneuter Klinikaufenthalt

2009 wieder, danach allmähliche Besserung (Ich: 56 J.) Einreichen der Rente/ Bewerbung um neue Stelle

2011 Assistenz bei Marlies Ritter

2012 PflegeBegleitung Qualifikation

CIL / pflegeBegleitung



Pflege macht emotional betroffen.

In Deutschland pflegen über 70% zu Hause – davon sind 85% Frauen. Durchschnittsdauer 8,2 Jahre.

Was heißt Pflegende Angehörige? Oft über eigene Kräfte gehend, isoliertes Leben, kaum Kontakt nach außen, oft treten in den Familien Konflikte auf. Wer übernimmt die Pflege? Was bedeutet das für die Berufstätigkeit der Frauen? Eigene Bedürfnisse (materielle, ideelle) können nicht mehr erfüllt werden. Pflegende Angehörige haben keine Lobby. Sie sind aus unserer Gesellschaft ausgegrenzt.

2. Szene „Ent-Täuschung“

Ursula: Mitte der 80er Jahre wurde ich zur pflegenden Tante und Mutter, daher hatte ich vor einiger Zeit für das Netzwerk PflegeBegleitung Kompetenzen.

Das Thema holte mich dann auf eine ganz andere Weise ein: meine Tochter (35. J.) wurde durch den Tod des Vaters traumatisiert, erkrankte und kam ins Krankenhaus. Meine Überforderung bestand aus dem Spagat zwischen Beruf und Pflege. Die Betreuung musste 24 Stunden sein. Es stabilisierte sich. Dann kam es zu einem Rückfall, weil ihre beste Freundin starb. (=Depression, mit suiziden Gedanken)

Eine erneute intensive Betreuung der Tochter wurde notwendig. Die Ärzte bestätigten mir allerdings immer wieder, dass der Aufenthalt in der häuslichen Umgebung das Beste sei.

Durch die Ausbildung als PflegeBegleitung wusste ich, meine eigenen Bedürfnisse wahr zu nehmen.

(Beispiel: Morgan Challenge Lauf im Juni. An dem Lauf wollte ich teilnehmen, wusste aber nicht, wo ich meine Tochter in dieser Zeit unterbringen konnte. Ich hatte mit meiner Schwester ausgemacht, dass sie zu ihnen kommen könnte. Meine Tochter wollte das aber nicht.

Ich habe es dann mit viel Kraftaufwand geschafft, sie zu Schwester/ Schwager zu bringen. Sie flehte mich an, nicht zu gehen. Ich ging trotzdem, weil ich wusste, – gebe ich jetzt nach - dass ich niemals mehr etwas für mich tun könnte/ würde. Es erfolgte kein Anruf. Ich holte meine Tochter am nächsten Tag ab mit einem guten/ schlechten Gefühl. Meiner Tochter ging es gut.

Meiner Tochter geht es wieder besser. Ich kann jetzt wieder für mich leben.

CIL / pflegeBegleitung



2. Reflexion:

Die Berichte kamen aus dem unmittelbaren Erfahrungsbereich von Betroffenen und wurden auch von ihnen präsentiert. Sie beschrieben in sehr anschaulicher Art und Weise mit welchen Fragen, Problemen, Kränkungen und Einschränkungen in bestimmten Lebensphasen sie befasst waren und was es mit ihnen gemacht hat. Die Erzählungen haben besonders bei dieser Werkstatt die Belastung, den ermüdenden, überfordernden und eingeschränkten Alltag widergespiegelt. Es war zumindest für mich spürbar **(nimmt das kein Ende mit der Pflege)**. Die Spannung zwischen dem Anspruch einer menschenfreundlichen Begleitung/ Pflege und eigener Belastung hat sich in allen Erzählungen deutlich gezeigt.

Der Blick im Kontext von Pflege und Begleitung lag nicht nur bei „Jung-Alt“ sondern auch bei „Alt-Jung“. Die Thematik war somit breiter gefächert und konnte unterschiedliche Facetten in den Blick nehmen. So wurde einerseits sehr deutlich, wie es ist, wenn in der Regel Töchter bzw. Schwiegertöchter ihre alten Angehörigen pflegen, aber auch wie es andererseits ist, wenn Eltern ihre Kinder pflegen, betreuen und begleiten. Dies zeigte eine andere problematische Dimension im Verhältnis der Generationen auf.

Durch alle Erzählungen wurden wir gewissermaßen mit hineingenommen in das Geschehen und wurden somit Teil davon.

Es galt dann in der weiteren Befassung wieder Abstand zu gewinnen.

Dies war didaktisch durch den Methodenwechsel gut möglich. Die Distanz erlaubte, auf die Erzählungen einen Blick von außen zu werfen und von der subjektiven Ebene auf die soziale und gesellschaftliche Ebene zu gehen und zu einer gemeinsamen Diskussion zu kommen.

Beide Ebenen brauchen in einer solchen Werkstatt Raum und Zeit.

Durch die Dichte der Erzählungen ging es in der Runde zunächst um die Wertschätzung der geleisteten Arbeit, um die individuelle Belastung, aber auch um das Bedauern der Situationen. Die emotionale Ebene war enorm gefordert. Die Distanz ermöglichte kritische Ansichten. Dazu bedurfte es einer hohen Sensibilität und des Vertrauens innerhalb der Gruppe.

Barbara, CIL

3. Die ästhetische Befassung war Distanznahme und Annäherung zum Thema zugleich.

Werkstatt: Bilder



FRANKFURT



CIL / pflegeBegleitung



Werkstatt: Collage



FRANKFURT





„ Ein Stein, zu hart zum Bearbeiten
Sympathie überfordert von Krankheit und Gebrechen
Der Stein wurde durchbohrt, er öffnete sich
Nimmt Licht auf
Die Pflege muss man wollen“

Gedanken von Ute





Im Nachhinein

„Dieses Mal DIREKT zum Thema“

Inklusion – Teilhabe pflegender Angehöriger – ein Menschenrecht!

Barbara: „Viele sind wir“ Pablo Neruda, mit den Erfahrungen von Pflege. Wir brauchen Solidarität, gegenseitige Unterstützung, keine Selbstüberschätzung. Keine Sonntagsreden, sondern Alltagsgestaltung. Wir brauchen eine neue Kultur im Gesundheitssystem und viel Protest und gute Initiative.

Anna: Diese Arbeit ist nicht ohne Pathos. Helfen, Pflegen...

Khatera: Ich habe gelernt, dass man auf sich auch aufpassen muss, nicht Opfer zu sein/ zu werden.

Sandra: Barrieren bildet die Tatsache, dass die hilfebedürftigen Personen sich nicht öffnen können. Sie können das auch nicht direkt aussprechen. Ich finde, wir brauchen Organisationen, die Pflegeangehörige unterstützen. Nehmen wir die Menschen um uns herum wahr.

Jan: Barrieren sind leider im Kopf vieler Menschen, Sie wollen mit dem Thema Pflegebegleiter nicht zu tun haben.

Barbara: Es war eine sehr konstruktive, demokratische und akzeptierende Atmosphäre.

Ibrahim: Die ehrenamtlichen Pflegebegleiter haben mich besonders berührt, weil sie auch als Rentner oder Arbeiter mitmachen.

Fatma: Ich finde es sehr wichtig, an dieses Thema zu denken. Bisher haben wir vielleicht nie an die pflegenden Angehörigen gedacht, nur an die Pflege. Das Pflegebegleitersystem finde ich sehr gut und nötig. Denn sie haben auch ein Leben.

Ute: Ich habe die Bestätigung bekommen: Von der Bedeutung des Themas für die einzelne Person und für die Menschenrechte.

Abdullah: Ich denke, dass in dem Artikel 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention das Wort „Pflegebegleiter Angehöriger“ fehlt.

Raisa: Die pflegebedürftige Person nicht ganz von mir abhängig werden lassen, dass es mir bewusst ist, dass ich manches Mal von jemand anderem Hilfe brauche.

Georg: Pflege ist heute oft noch Belastung für Angehörige. Mit Unterstützung ein Wechsel im Blickwinkel folgen: aus Last wird Miteinander. Es gibt noch manches dazu zu tun von uns und von der Politik.

Helga: Ein(e) pflegende(r) Angehörige(r) muss nicht alleine mit allem zurecht kommen. Es gibt Möglichkeiten zur Unterstützung, und sei es, dass man sie selbst schafft, indem man eine Selbsthilfegruppe gründet – falls es keine BegleiterInnen gibt, so wie vorbildhaft in Frankfurt am Main.

Als große Barriere bleibt der (noch) mangelhafte Einfluss pflegender Angehöriger und Ihrer Bedürfnisse – auch finanzieller Art. Auf Gesellschaft und Politik – Menschenrechte!

Osman: Durch den gestrigen Besuch habe ich gesehen, dass wir auch in unserer Heimat mehr für die pflegebedürftigen Menschen tun müssen. Etwaige Zusammenarbeit mit Istanbul.

Ülkü: Diese Arbeit in Deutschland hat mir gezeigt, wie wichtig es doch ist, eine Pflegebegleitung zu haben. Denn auch ein starker Mensch ist nur ein Mensch und gemeinsam ist man stark.

Ildiko: Ich habe gesehen, dass Menschen in Deutschland solidarisch helfen und zusammenarbeiten zwischen Gesunden und Behinderten!

Božena: Eigene Schwäche zu akzeptieren, das ist ein Schritt gegen Diskriminierung. Unterstützung und Hilfe bedeutet nicht, dass wir keine Forderung haben, andere zu unterstützen (...) bedeutet nicht, ihr Leben zu leben. Wenn wir unsere Schwäche überwinden, dann erleben wir Freiheit und Würde.

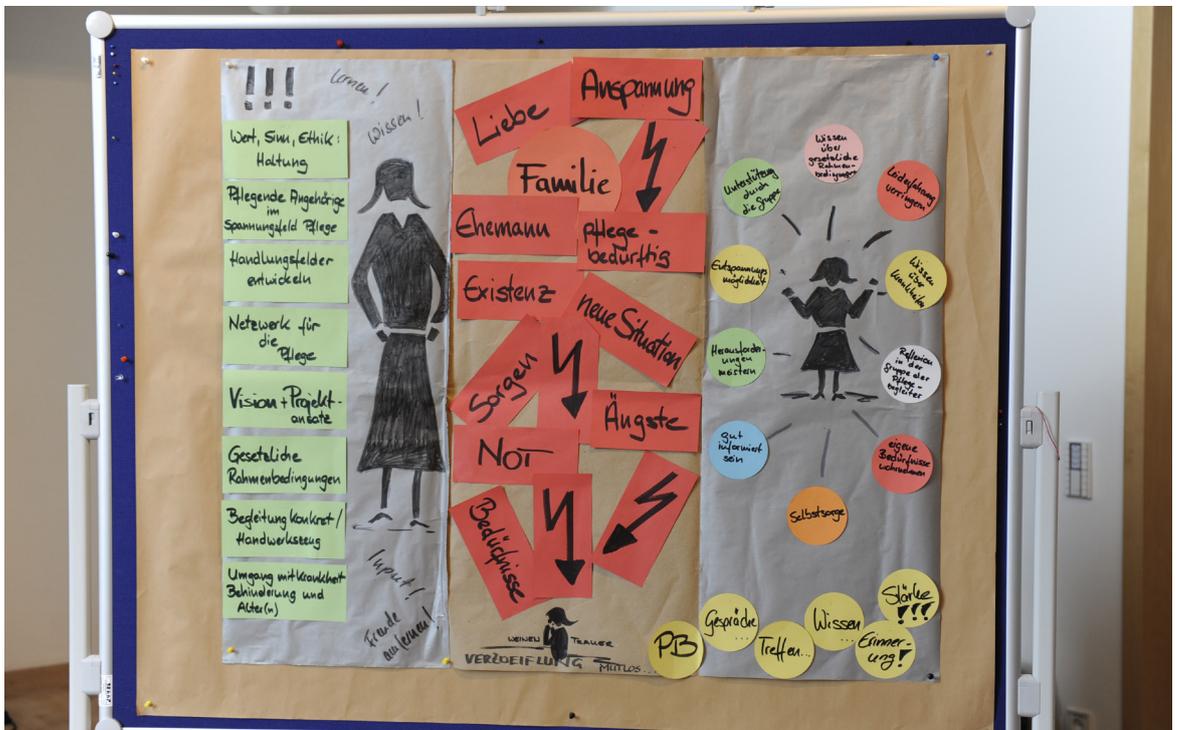
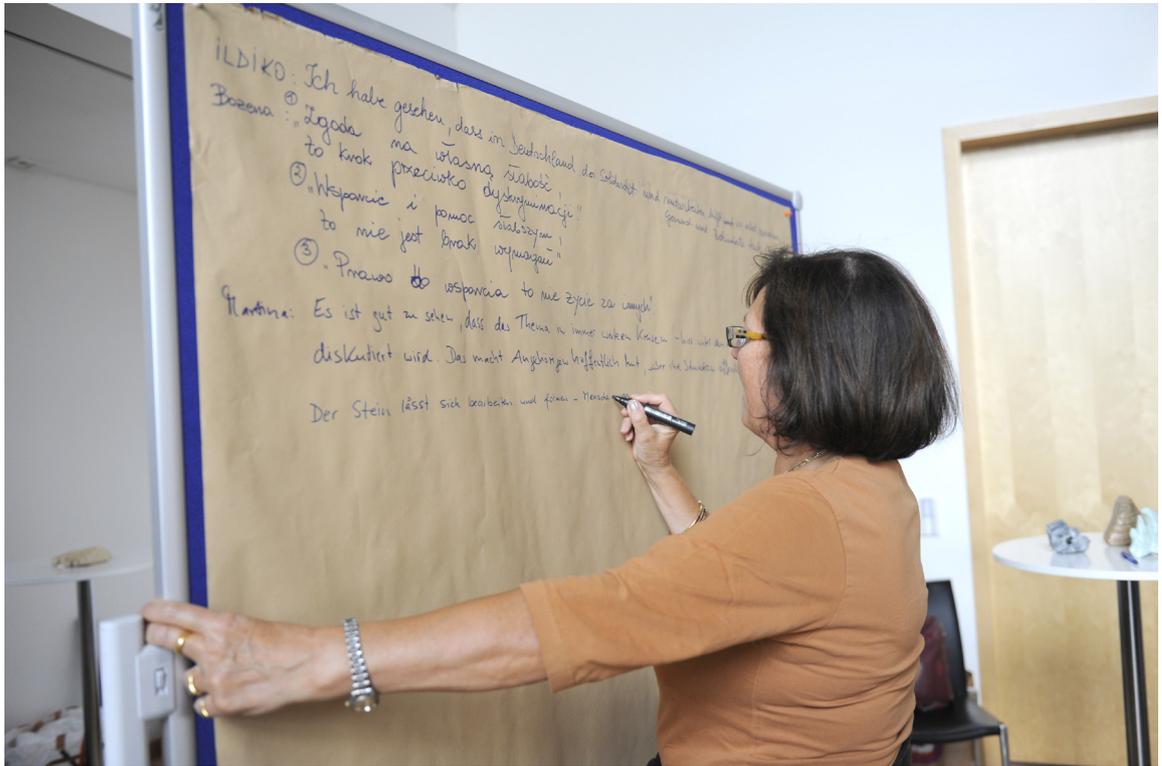
Martina G.: Es ist gut zu sehen, dass das Thema in immer weiteren Kreisen – hier: unter den europäischen Kollegen/Innen – diskutiert wird. Das macht Angehörigen hoffentlich Mut, über ihre Situation öffentlich zu sprechen.

Ursula: Der Stein lässt sich bearbeiten und formen – Menschen muss man verstehen und akzeptieren lernen.

Gabriele: Man muss die jeweilige Situation annehmen und ins Positive wandeln. Zitat aus der Gruppe: „Man muss Pflege wollen“ ist der Weg...

Ingrid: Ein neuer Blick auf die Problematik, interessante Gespräche und Nachdenken über unsere Gesellschaft.

Marlies: Ein europäisches Thema mit unterschiedlichen Sichtweisen, dass in der Europäischen Menschenrechtskonvention §14 „Inklusion auch für Pflegende Angehörige/ Freunde“ umgesetzt werden muss.



Was wurde fachlich deutlicher?

Für mich stand die Konkretion im Mittelpunkt. Der für mich auch weiterhin „hohe“ Begriff der Menschenrechte wurde aus dem Alltag heraus „angefragt“ und es wurde klarer, was sich im Einzelnen darunter verstehen lässt bzw. verstehen lassen muss. Das Engagement für einzelne Werte, gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen etc. lässt sich unter diese Begrifflichkeit fassen und der Maßstab „Menschenrecht“ kann als Leitfrage ganz unterschiedlichen Tuns dienen. Dazu hat mich die Werkstatt ermutigt.

Es würde sich lohnen, die Frage, wie sich adäquate Pflege und pflegeBegleitung in unterschiedlichen kulturellen Kontexten darstellt, in einem nächsten Schritt näher zu beleuchten.

Martina B., CIL

In den einzelnen Kulturen gibt es unterschiedliche Gegebenheiten, auf die der Umgang mit der Pflege zuhause stößt. Die vermeintlich vorhandene Großfamilie, die eine externe Unterbringung kaum in Erwägung zieht, wird von männlichen Teilnehmern aus der Türkei anders gesehen als von den Frauen. Auch in ihrer Kultur sind sehr oft die Frauen die Verantwortlichen für die Versorgung der zu Pflegenden. Es ist eine Selbstverständlichkeit, die von vielen Männern weiter untermauert wird. Durch das aufkommende Selbstbewusstsein der Frauen, durch Teilnahme an Bildung und am gesellschaftlichen Leben, verändern sich die familiären Strukturen.

Marlies, pflegeBegleitung

Einbezug Betroffener:

Mir fällt es schwer, den Begriff Diskriminierung auf jede Art von Benachteiligung auszuweiten, da sehr schwer zu definieren ist, welche alternativen Möglichkeiten, eigenverantwortlichen Entscheidungen und vorübergehenden Einschränkungen vorhanden sind. Die Forderung nach gesellschaftlicher Chancengleichheit ist nicht gleichzusetzen mit der Gleichwertigkeit von Rassen, Geschlecht, sexueller Ausrichtung etc..

Es war sehr interessant, sich mit dem Problem zu beschäftigen und ich finde den Verein „Hilfe für Pflegenden“ sinnvoll, doch sehe ich nicht, dass dies ein Teil der Menschenrechtskonvention sein sollte. Vielmehr sollte ein gesellschaftliches Bewusstsein für die schwierige Situation von pflegenden Angehörigen gefördert und eine entsprechende Hilfestellung gefordert werden. Viele habe für eine begrenzte Zeit Eltern oder Partner gepflegt, die Frage wie viel Selbstaufgabe unabdingbar ist, ist eine Fragen nach den möglichen Alternativen.

Abdullah:

Ich denke, dass in der Europäischen Menschenrechtskonvention Artikel 14 der Hinweis auf die Menschen fehlt, die ihre Angehörigen pflegen.



„In der Situation der Pflege bündelt sich die gesamte Problematik Familie“
Gedanken von Abdullah



Fensterblick Haus am Dom Sept. 12 6

FRANKFURT



Was zur Diskussion steht...

– Thesen und Kommentare –

1. These

Hauptthema der Werkstatt in Graz war die Auseinandersetzung mit Elementen der Diskriminierung wegen ethnischer Herkunft.

Konrad, Künstler, Mitarbeiter KARAN

Die eher negative Selbstwahrnehmung der Lebenssituation seitens der Migrantinnen verwirrt und schafft Probleme, die m. E. aber keine Diskriminierung aufgrund der ethnischen Herkunft sind, sondern sie ergeben sich daraus, dass viele Migrantinnen nicht vorbereitet sind, um am Sozialspiel* und an der Wirklichkeit des Landes, in das sie eingewandert sind, teilzunehmen.

Es entsteht die Frage, ob die Migrantinnen die Möglichkeit haben, die sozialen Regeln kennenzulernen, auf Grund derer sie akzeptiert werden können? Wenn es nicht so ist, dann ist diese mangelnde Akzeptanz der Einwanderer durch die Gesellschaft der anderen Kultur und Zivilisation – jedenfalls aus Anlass der ethnischen Herkunft – zu hinterfragen. Das sind meine Beobachtungen vom Workshop in Graz.

SOMM in Graz als Selbstorganisation von und für Muslima und Migrantinnen beschäftigt sich mit der Bildung von Migrantinnen. Diese Arbeit bewirkt meiner Meinung nach, dass die Akteure des Sozialspiels gemeinsam mit den Migrantinnen um die rationale Lösung der Probleme der Diskriminierung aufgrund der ethnischen Herkunft ringen und nach Wegen der Vereinbarkeit mit den Menschenrechten suchen.

Kommentar Roswitha, SOMM

Mit dem neoliberalen Appell, „sich selbst als Diskriminierte besser zu vermarkten, sich noch mehr anzustrengen, eine noch höhere Integrationsleistung zu vollbringen“, die Diskriminierungsproblematik lösen zu wollen, ist ein Trugschluss. Genauso wenig vermindern Bewerbungstrainings die Arbeitslosenrate. Die Regeln der Gesellschaft zu kennen ist sehr wichtig, denn nur so können wir sinnvoll agieren. Wenn wir von Diskriminierung sprechen, müssen wir die Situation der Einzelnen mit den gesellschaftlichen Strukturen verbinden. Diskriminierung ist nicht in erster Linie eine Frage von Schuld. Und nicht jedes subjektives Empfinden von Benachteiligung ist Diskriminierung. Diskriminierung ist eine Frage von Machtverhältnissen. Wer hat die Macht zu entscheiden, wer in der Arche mitfährt? So bedeutet Bildungsarbeit nicht Informationsgewinn, sondern „Die Welt lesen lernen“, um mit den Worten des Befreiungspädagogen Freires zu sprechen. Erst die Analyse der Hintergründe von Diskriminierung und die Solidarität mit anderen Betroffenen ermächtigt zum Handeln, öffnet den Weg vom Opfer zum handelnden Subjekt.

* Erklärung: Gesellschaftliche Spielregeln, d.Red.

2. These

Ute, CIL

Für mich hat das Bild mit der Arche Noah und der daran anschließende Diskurs die Bedeutung des grundlegenden (universalen) Charakters der Menschenrechte gegenüber dem ‚Besonderen‘ (Partikularen) der einzelnen Religionen hilfreich verdeutlicht. Um diejenigen Religionen, die hier auf dem Boot sind, mit der gesamten Menschheit auch außerhalb dieser auf dem Boot Befindlichen zu vereinen, bedarf es einer bedingungslosen Grundlage (geboren sein). Bei Ibrahims Bild wäre das für mich vermutlich das Wasser. Auf ihm bewegt sich die Arche. Auch auf der Arche sind Gebürtige, aber sie haben sich einen besonderen Rahmen gegeben. Sie segeln auf diesem Boot mit Allah, mit Gott, Jahwe, sind an ihm orientiert. Sehr viele andere – ein großer Teil der Menschheit – ist das nicht. Mit ihnen verbindet allein die Tatsache des Gebürtigen. Und darauf fußen die Menschenrechte. Alles andere ist ‚partikular‘ auch die Religionen.

Auch in Graz ist die Arche mitgeschwommen. Dennoch scheint es eine gewisse Veränderung hinsichtlich des „Menschenrechtsverständnis“ als Differentes zu geben, etwas, das Religion nicht gleichsetzt.

Kommentar Pia, CIL

Aus der biblischen Geschichte könnte man das auch anders sehen: in der Geschichte geht es ja darum, dass Gott die Sintflut schickt aufgrund der Sünde der Menschen – die ohne Sünde aber sollen gerettet werden, nicht die Gläubigen. So wäre „bessere Qualifikation“ = ohne Sünde, d.h. gute Menschen und nicht = gläubige Menschen. Die in der Arche wären dann die „Menschen guten Willens“ – also z.B. Menschen, die sich für Menschenrechte einsetzten bzw. danach handeln. Das kann, muss aber nicht mit gläubigen Menschen identisch sein.

Der Diskurs zwischen Gläubigen und Nicht-Gläubigen ist ja in gewissem Sinne bei der Werkstatt in Warschau eskaliert, ausgelöst durch das Arche-Bild. Eine Möglichkeit der Deutung dieses Konfliktes bietet sich wie folgt:

Die Gläubigen haben sich – auch in dem Bild – als eine herausgehobene Gruppe präsentiert, die sich besonders („gerettet“) fühlt aufgrund ihres Glaubens. Das „Besondere“ - als das Herausgehobene aus dem „Geboren sein“ – wäre aber auch nach der Geschichte das „Gut-Sein“. Die Begründung, Motivation und Ermöglichung für ein solches „Gut-Sein“ ist für Gläubige und Ungläubige unterschiedlich, nicht aber das Ergebnis. Der Diskurs sollte also darüber stattfinden, was „Gut-Sein“ bedeutet. Und hier sind die Menschenrechte ein Versuch der Beschreibung. In einer „guten“ Welt wird niemand diskriminiert, leidet niemand Hunger, sind alle gleich...

3. These

Winfried, CIL

„Niemand darf auf Grund der sozialen Herkunft diskriminiert werden.“

„Diskriminiert sind wir ja irgendwie alle“

– weil ich als Kind nicht die Möglichkeit der Teilhabe an Kultur und Bildung hatte

– weil eine Mitbewerberin durch Frauenförderprogramme „bei gleicher Qualifikation“ bevorteilt wird.

Sind das nicht Luxusprobleme, angesichts der Diskriminierungsprobleme von z.B.

Migranten und Migrantinnen?

Hilft das wirklich, wenn wir uns kollektiv in die Opferrolle begeben?

Sind die Konkretisierungen der Menschenrechte, d.h. die nationalen Gesetze in ihrer Ausprägung wirklich hilfreich?

Ist ein Antidiskriminierungsgesetz auch im Süden möglich? Oder ist das ein Gesetz für Reiche?

Wie vereinbart sich die EU-Vorgabe mit dem Verhalten gegen die Flüchtlingsströme

an der EU-Außengrenze?

Herkunft, sowohl örtlich als auch sozial, verbinde ich stark mit dem „Heimat“-Begriff:

Sich seiner geistigen, sozialen und auch örtlichen Heimat bewusst zu sein, das heißt, zu wissen, wo ich herkomme. Dazu stehen zu dürfen, ohne Nachteile dafür in Kauf nehmen zu müssen, gibt mir die Möglichkeit und auch Freiheit, die Gegenwart und Zukunft für mich und mein Umfeld aktiv zu gestalten.

Kommentar Roswitha, SOMM

Je sicherer ich meiner eigenen Herkunft und Verortung bin, desto weniger ist es notwendig, mich von anderen abzugrenzen, desto weniger ist es notwendig, meine eigene Identität durch Abwertung anderer zu stärken. Diese Sicherheit erlaubt es mir, gewohnte Schemata zu verlassen, mich auf Neues einzulassen, in Bewegung zu bleiben anstatt zu versteinern und zu verharren. Für dieses Einlassen auf neue Muster und Formen waren die künstlerischen Werkstätten eine gute Übung.

Nachdem es so viele verschiedene Formen von Diskriminierung gibt, sind in unserer Gesellschaft sehr viele von Diskriminierung betroffen: als Frau, als Migrantin, als Muslimin, als alter Mensch, als Kranker ...wobei es eine Hierarchie gibt. Ganz oben würde ein Weißer Mann aus der Oberschicht stehen, gesund, in den besten Jahren, heterosexuell. Es geht nicht darum, im Kollektiv zum Opfer zu werden, sondern viel mehr um solidarisches Handeln. Wo können wir Bündnisse schließen, wo kann ich als Mann Frauen gegen Diskriminierung unterstützen, wo als EuropäerIn MigrantInnen, wo als ChristIn MuslimInnen, wo als junger Mensch Alte, wo als Gesunde Kranke, wo als Integrierte/Bevorteilte sozial benachteiligte Menschen.? Um gemeinsam unserem Ziel einer menschlichen Gesellschaft näher zu kommen, der Durchsetzung von Menschenrechten, dem Guten, dem Menschsein, wenn wir so wollen: dem Göttlichen.

Kommentar Ute, CIL

Nein, lieber Winfried, meines Erachtens sind das überhaupt keine „Luxusprobleme. Ich vermute, dass Diskriminierung auf Grund der sozialen Herkunft das Problem schlechthin ist. Wir können das in Deutschland in hervorragender Weise an Hand der verhinderten Bildungsaufstiege aus sog. ‚bildungsfernen‘ Schichten (allein dieser Begriff ist unerträglich und diskriminiert das Wissen von Menschen, das aus handwerklichen und bäuerlichen Tätigkeiten herrührt) verfolgen.

Kinder aus diesen Schichten, der Text Andreas R. (Vorbereitung auf die Werkstatt in Konya in diesem Buch) macht das klar und wiederholt sich: Kinder aus armen Familien ‚ducken‘ sich in höheren Schulen weg. Darunter können auch Kinder von MigrantInnen sein, müssen es aber nicht.

4. These

Herbert, CIL

Übrigens fiel mir bei den Bildern der Warschauer auf, dass die Diskriminierten im Zentrum des Bildes dargestellt und die gesamte Gesellschaft "marginalisiert" wurde. Ich fand das sehr aussagekräftig für die soziale Eigenpositionierung der "Diskriminierten".

Kommentar Ute

Positive Diskriminierung trat in der Arbeit mit den jungen Drogenabhängigen und ebenso in der Auseinandersetzung über die Diskriminierung von Migrantinnen deutlich zu Tage. Die damit diskutierte Frage ‚Ist es denkbar, dass die Anwesenheit betroffener Personen zu einer Zurückhaltung kritischer Ansichten führte?‘ steht in diesem Kontext.

Interessant wird die Beobachtung dann, wenn positive Diskriminierung mit Diskriminierung einhergeht.

Ich denke, dass die auffallende ‚positive Diskriminierung‘ (hier: Migrantinnen in Graz) damit zu tun hatte. Auf jeden Fall ist eine Selbstbetroffenheit in dem Maße gelungen, dass die üblichen Täter (Europäerinnen) zu Opfern von Diskriminierung wurden. Falls das beabsichtigt war, ist es ein großartiger Zugang, um Diskriminierung fühlbar werden zu lassen, falls nicht... ich weiß nicht. Jedenfalls so oder so, muss das reflektiert werden.

Kommentar Roswitha zum Kommentar Ute

EuropäerInnen/ Weiße können nicht zu Opfern von Rassismus werden, aber sie sind betroffen davon! Sie müssen sich mit Rassismus beschäftigen – zum einen mit den Auswirkungen auf die Diskriminierten aufgrund der ethnischen Herkunft, zum anderen mit den Auswirkungen auf sie selbst. Diskriminierend und rassistisch zu agieren, rassistisch gefärbte Denkschemata nicht zu hinterfragen – das entfernt vom Menschsein, vom Guten, wenn wir bei unseren Bildern bleiben: von der Arche. Darunter leidet letztendlich auch der Rassist.

Kommentar Pia

Wer sind die Marginalisierten?

Ich lasse mich diskriminieren – vielleicht auch, weil es sich in dieser Rolle sehr gut leben lässt; vielleicht sogar viel besser als ohne Diskriminierung. Das Tonbild von der einsamen Rose in der Mitte, am Rande viele kleine Rosen legt das zumindest nahe: eigentlich bin ich ein Nichts, gehe unter in der anonymen Masse der angepassten Mitglieder dieser Gesellschaft. Doch plötzlich bin ich anders, gehöre nicht mehr dazu. Kein Ort. Nirgends. Aber ich stehe auch im Mittelpunkt, alle starren auf mich, nehmen mich wahr. Vielleicht doch gar kein so schlimmes Gefühl. Will ich überhaupt raus aus dieser Rolle des Diskriminierten, des Opfers? Was bleibt mir dann noch? Doch nur meine angepasste Mittelmäßigkeit.

5. These

Abdullah, KARATAY

Pflegende Angehörige in den Artikel 14!

Ich denke, dass in der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK), Artikel 14 der Zusatz „Pflegende Angehörige und FreundInnen“ fehlt.

Gemäß Artikel 14 in der EMRK sollte niemand wegen der folgenden Gründe diskriminiert werden: Rasse, Geschlecht, Religion, Sprache usw.. Jedoch wurde es uns bei der Werkstatt in Frankfurt am Main bewusst, dass Personen, die ihre Verwandten und FreundInnen pflegen, oftmals einer subtilen Ausgrenzung und sozialen Benachteiligung ausgesetzt sind. In dem Bericht der ersten Betroffenen (s. Kapitel 4, Vollbeschäftigung), die eine ungewöhnlich lange Pflegearbeit leistete, erfuhren wir von mangelnder Unterstützung und daraus folgender Benachteiligung an der Teilhabe in Schule, Studium, bei der Arbeitssuche und im Berufsleben. Die Erfahrung bestätigte sich auch bei anderen Anwesenden, dass die häusliche Pflege im öffentlichen Leben (Ausbildung, Studium, Arbeit) geringe Aufmerksamkeit erfährt. Im Falle unserer Berichterstatteerin hieß das, dass sie doppelt bestraft wurde. Auf der einen Seite ging es während ihrer Schulzeit um den erkrankten Vater, auf der anderen Seite erfolgte daraus, als weitere Strafe, das Sitzenbleiben. Das ist eine Diskriminierung. Eigentlich übernehmen Verwandte und Freunde mit der Pflege von Kranken m. E. die Aufgabe des Staates. Arbeitgeber und Lehrer sollten gerade in solchen Fällen behilflich sein, stattdessen unterlaufen sie deren Rechte auf Bildung und Arbeit. Deshalb sollten im Artikel 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention „Verwandte und FreundInnen der Pflegebedürftigen“ hinzukommen. Somit würden deren Rechte geschützt werden.

Kommentar Ingrid, Grafikerin

Mir fällt es schwer den Begriff Diskriminierung auf jede Art von Benachteiligung auszudehnen, da sehr schwer zu definieren ist, welche alternativen Möglichkeiten, eigenverantwortlichen Entscheidungen und vorübergehenden Einschränkungen vorhanden sind. Die Forderung nach gesellschaftlicher Chancengleichheit ist nicht gleichzusetzen mit der Gleichwertigkeit von Rassen, Geschlecht, sexueller Ausrichtung etc..

Es war sehr interessant, mich mit dem Problem zu beschäftigen und ich finde den Verein „Hilfe für Pflegende“ sinnvoll, doch sehe ich nicht, dass dies ein Teil der Menschenrechtskonvention sein sollte. Vielmehr sollte ein gesellschaftliches Bewusstsein für die schwierige Situation von pflegenden Angehörigen gefördert und eine entsprechende Hilfestellung gefordert werden. Viele haben für eine begrenzte Zeit Eltern oder Partner gepflegt, die Frage wie viel Selbstaufgabe unabdingbar ist, ist eine Fragen nach den möglichen Alternativen.

Kommentar Marlies, pflegeBegleiter

Pflegende Angehörige und Freunde in den Art. 14 der europäischen Menschenrechtskonvention aufzunehmen, stellt sich nach dem Grundsatz der Gleichwertigkeit als schwierig dar.

Pflegende Angehörige und Freunde sollen das Recht auf gesellschaftliche Chancengleichheit erhalten. Sie sollen beim Aufbau eines Unterstützungsnetzwerkes in ihrem nahen Wohnumfeld begleitet und unterstützt werden, damit sie am gesellschaftlichen Leben wieder teilhaben können. Wird ihnen diese Möglichkeit nicht geboten, so vereinsamen sie, werden krank und können ihre verantwortungsvolle Aufgabe für die Gesellschaft nicht mehr leisten. Diese Situation stellt sich für mich nicht ausdrücklich als Schutzgrund nach der Menschenrechtskonvention dar.

Ich sehe eher einen Bezug zur Menschenrechtskonvention in dem Bereich der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf. Durch die Kooperation der pflegeBegleiter-Initiative Frankfurt mit einigen Unternehmen in Frankfurt erfuhren wir bei Veranstaltungen, dass MitarbeiterInnen Angst haben, sich ihren Kollegen und Vorgesetzten gegenüber als pflegende Angehörige darzustellen. Einige haben die Erfahrung gemacht,

dass sie durch die Bekanntgabe ihrer Pflegesituation keine Möglichkeit der Weiterbildung, bzw. des Aufstiegs erhielten. Da dieses oft die Frauen betrifft (85% der Pflegenden sind Frauen), empfinde ich dieses als Diskriminierung. Eine weitere Diskriminierung erfahren Frauen oft bei Neueinstellungen. Sie werden verschlüsselt nach ihrer Familienplanung gefragt und ob sie noch Eltern oder Schwiegereltern haben. Es wird ungeprüft unterstellt, dass die Frauen durch Kindererziehung und Pflege nicht belastbar sind und häufig ausfallen. Diesen beschriebenen Situationen sind wenig Männer ausgesetzt. Pflegende Angehörige erhalten in unserer Gesellschaft keine adäquate Anerkennung für ihre Tätigkeit und somit auch sehr wenig Unterstützung. Ihre Kompetenzen werden als selbstverständlich vorausgesetzt und von den Professionellen wenig anerkannt. Diese Diskriminierungsaspekte in die Menschenrechtskonvention einzubinden, kann ich nur mit dem Begriff der Inklusion ausdrücken. Pflegende Angehörige und Freunde brauchen eine Lobby und Wertschätzung in unserer Gesellschaft. Sie müssen gleichwertig von allen Menschen unserer Gesellschaft behandelt werden. Die Aufnahme der pflegenden Angehörigen in die Menschenrechtskonvention wäre für mich in Verbindung zu sehen, mit dem Recht auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

6. These

Monika, CIL

Obwohl wir miteinander in der Idee der Menschenrechte respektvoll umgegangen sind, hat es situativ bei Einzelnen Verletzungen gegeben. Es hat sich ein Gefühl eingestellt, nicht wertgeschätzt zu sein. Scharf formuliert könnte man sagen, dass sich Diskriminierungsvorstufen oder Diskriminierungselemente in unserem Umgang mit einander gezeigt haben.

Beobachtetes Beispiel in Konya: Eine Teilnehmerin hat sich in den Prozess der Werkauswahl in der Kürze der Zeit nicht eingebunden gefühlt (ihr Bild stand nicht zur Auswahl für die Reflexion). Daraufhin war diese Person so stark gekränkt, dass sie ihr eigenes Kunstwerk zerriss, also durch den Akt des Zerstörens des eigenen Werkes symbolisch der Diskriminierung Nachdruck verlieh.

(Diskriminierung ist in meiner Ansicht nach dann vorliegend, wenn es in Folge einer Handlung zur Negierung oder Vernichtung des Menschlichen Wertes/ der Person kommt.)

Somit hat die Zerstörung an dieser Stelle in unserer Arbeit – obwohl nicht gewollt oder beabsichtigt – der Diskriminierung Ausdruck verliehen.

Und hier bleibt für mich ein Leerzeichen, eine Frage.

Ist es überhaupt möglich auf der Ebene von handelnden Personen, dass keine „Verletzung“ stattfindet. Ist nicht schon ein Standpunkt vertreten, tendenziell ein Vorgang des Ausgrenzens, Abgrenzens und birgt die Gefahr der Verletzung in sich, vor allem dann, wenn das Gegenüber seinen Standpunkt nicht vertreten oder kundtun kann.

Kommentar Pia zu These 6

Was ist Diskriminierung?

Das Zerreißen des eigenen Kunstwerks aus Mangel an Beteiligung bei der Entscheidungsfindung ist autoaggressiv: die Person hat sich die „Diskriminierung“ durch andere zu eigen gemacht und sich selbst „bestraft“.

Zur Diskriminierung gehören immer mindestens zwei Personen: jemand, der/die diskriminiert und der/die sich diskriminieren lässt. Bei beiden liegt dafür eine Verantwortung.

Kommentar Roswitha zu Pia These 6

Sein Kunstwerk zu zerreißen aufgrund des Empfindens von Diskriminierung ist kein Akt von Autoaggression, sondern eine Form des Protestes: mit diesem gewaltsamen Akt der Zerstörung sollte wohnsichtbar gemacht werden, was andere nicht sehen wollten. Ich denke, wir sollten Opfern von Diskriminierung nicht vorschreiben, wie sie sich verhalten sollen.

Zur Diskriminierung gehören Diskriminator und Diskriminierte – die Verantwortung dafür wiegt aber nicht gleich! Vielleicht harrt eine Frau in einer gewalttätigen Ehe aus, hält Schläge aus – sie ist aber in einem patriarchalen System aufgewachsen und hat ihre Minderwertigkeit verinnerlicht, hat vielleicht ihr Leben lang Entwürdigung erlebt, was sie nicht leicht aus der Opferrolle entweichen lässt. Gesellschaftliche Strukturen begünstigen eine Opferhaltung, weil diese nicht am System kratzen: sie machen aus Menschen AlmosenempfängerInnen, bildungsferne Frauen, Hilfsbedürftige Für die Diskriminierung ist noch immer der Täter verantwortlich – der/die Diskriminierte wehrt sich vielleicht noch nicht genügend

7. These

Roswitha, SOMM

Die Not mit den anderen ist eine hausgemachte. Von klein auf haben wir abwertende, verfälschte Bilder vermittelt bekommen, die auf unser Unterbewusstsein und unser Denken wirken. Von klein auf haben wir gelernt, die Menschen in WIR und die ANDEREN einzuteilen. Wir haben gelernt die ANDEREN abzuwerten, als fremd und schwierig zu empfinden. Wer die ANDEREN sind, bewegt sich mit Zeit und Ort und somit bewegen sich auch unsere Schwierigkeiten mit den jeweilig neu definierten Anderen mit. Wenn wir nicht historisch gewachsene Strukturen wie Nord/Süd- und West/Ostgefälle, Patriarchat, Klassenteilung und politische Interessen in die Analyse von Diskriminierung miteinbeziehen, verkommt der harte Begriff Diskriminierung zur Beliebigkeit: nicht jede persönliche Benachteiligung ist eine Diskriminierung und nicht jeder kann potentiell jeden diskriminieren. Diskriminierung hat mit Hierarchie und gesellschaftlicher Macht zu tun, die einzelne reproduzieren.

Was wir gelernt haben, können wir auch wieder verlernen. Das künstlerische Arbeiten, die persönliche Begegnung und der Dialog mit Betroffenen und ExpertInnen eigener Diskriminierung in den Lernwerkstätten boten gute Gelegenheit zur Reflexion eigener Vorurteile und Privilegien. So kann die Not mit den anderen zur herausfordernden Chance werden, mehr über das eigene Menschsein und das solidarische Miteinander zu lernen. Der Artikel 14 der Menschenrechtscharta ist unserer Ansicht nach ein brauchbares Instrument, um die Rechte von Marginalisierten einzufordern. Menschenrechte werden gewährt und verwehrt, so wie es für die politische und wirtschaftliche Situation in Europa nützlich ist. Obwohl die Allgemeingültigkeit der Menschenrechte Konsens ist, werden viele Menschenrechtsverletzungen geduldet oder gar befürwortet: Abschottung der EU wegen wirtschaftlicher Interessen, Abschiebungen, Einschränkung der Reise- und Niederlassungsfreiheit, Arbeitsverbote für Flüchtlinge, Kopftuchverbote, und und und. Nur durch die Solidarität unter und mit von Diskriminierung Betroffenen können wir verankerte Menschenrechte auch durchsetzen.

8. These

Božena, Karan

„Kunst über Grenzen hinweg“

Gemeinsame kulturell-künstlerische Aktivitäten können zum besseren Verständnis des Problems der Menschenrechte beitragen. Sie bilden Grundlagen, um eine gemeinsame Herangehensweise an das Problem der Diskriminierung auszuarbeiten.

Infolge des globalen Ansatzes, verschiedene soziale Probleme in Europa und in der Welt zu lösen und zu erklären und der Notwendigkeit, eine gemeinsame Einstellung als Referenz zum „Kampf“ gegen Schubladendenken zu entwickeln und dabei die jeweils typische kulturelle Herangehensweise an das Problem der Diskriminierung zu berücksichtigen, gibt es einen großen Bedarf an Diskussionen und am Dialog in interkulturellen Gruppen. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, die Europäische Menschenrechtskonvention sowie Verfassungen der Staaten verbinden die Würde des Menschen mit der Universalität der Menschenrechte. Allerdings kann jedes Land sowie jede Gemeinschaft oder lokale Gruppe das gleiche Problem in einer subjektiven Weise betrachten, was wieder mit Lebenserfahrung und sozialem Leben verbunden ist. Die geplante Diskussion im Rahmen des Projektes sollte sich daher nicht allein auf die verbale Wahrnehmung des Problems Diskriminierung beziehen, sondern auch andere Formen der Kommunikation, des Austausches von Meinungen und der Darstellung der Werte im Kontext des Themas berücksichtigen.

Da die Gestalt der Diskussion ihre Auswirkung auf die Darstellung des Themas hat, und das Thema am besten die Wirklichkeit wiedergibt, schenken Kunst und künstlerische Aktivitäten einerseits die am besten geeignete Form des Dialogs und bereiten andererseits gut auf den Dialog vor. Auf diese Art und Weise können die Teilnehmer ihre Werte und Ideen, die ihnen in Zusammenhang mit dem Thema wichtig sind, zum Ausdruck bringen. Wir bilden auch einen gemeinsamen Raum der Kommunikation und Kooperation auf einem höheren Niveau und beseitigen einen enggeführten subjektiven Blick auf das Problem der Diskriminierung.

Antithese Božena:

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Diskussion in der Form der künstlerischen und interkulturellen Aktivitäten beim interkulturellen Dialog über Diskriminierung viel geholfen hat. Sie hat auch dazu beigetragen, dass das Thema tiefer ergriffen wurde. Allerdings müsste diese Methode als ein System in Bildung und Erziehung eingeführt werden, um das Problem der Diskriminierung zu lösen, wenn man wesentliche soziale Veränderungen wahrnehmen möchte. Kunst bildet aber die Grundlagen, um über schwierige Themen auf eine sichere und kreative Art und Weise zu diskutieren.

Alltagstauglichkeit – Eine Betrachtung

Ich, als Koordinatorin von SOMM (Selbstorganisation von und für Migrantinnen und Musliminnen) habe das Grundtvig-Projekt „Die Not mit denen, die anders sind“ als sehr gut und sehr nah an unseren anderen SOMM-Tätigkeiten empfunden.

Die Beschäftigung mit verschiedenen Formen von Diskriminierung und wie sich dagegen wehren ist in unserer Vereinsarbeit ein steter Begleiter. Für diese Auseinandersetzung fand ich unsere gemeinsamen Werkstätten im Rahmen des Projektes sehr nützlich.

Alle Werkstätten-Themen waren gut gewählt und für die TeilnehmerInnen passend. Wir haben uns nach jeder Werkstatt mehr ins Thema vertieft. Ich bin von der Wirkung auf uns einzelne als TeilnehmerInnen überzeugt. Ich denke, jedeR von uns hat vorher von sich behauptet, niemanden zu diskriminieren. Jede Werkstätte bot auf ihre Art und Weise die Möglichkeit, sich zu öffnen und ehrlich über Vorurteile zu reden.

Beispielsweise konnten wir bei der Werkstatt in Warschau mit dem Thema „Niemand darf aufgrund Krankheit diskriminiert werden“ süchtigen Jugendlichen begegnen, eine gesellschaftliche Gruppe, die mit vielen Vorurteilen behaftet ist. Durch die gemeinsame Arbeit mit ihnen haben wir eine andere Seite ihres Lebens kennengelernt, ihr weiches Herz und ihren Weg in die Sucht kennengelernt, was unsere Sichtweise auf sie positiv beeinflusst hat. Ebenfalls hat sich in Warschau durch die Reflexion über die künstlerische Arbeit eine Diskussion über verschiedene Religionen ergeben, was die Notwendigkeit solcher Projekte bestätigt.

Mit dem Thema „Niemand darf aufgrund seiner/ihrer ethnischen Hintergrund diskriminiert werden“ haben wir versucht, uns in dieser Werkstatt als Migrantin und Expertin einzubringen. Es wird immer wieder über uns Migrantinnen geredet und gearbeitet; durch die Art und Weise unserer Werkstatt in Graz konnten wir selbst über die Hintergründe und Auswirkungen von Diskriminierung aufgrund der ethnischen Herkunft sprechen. So hatten die anderen TeilnehmerInnen die Möglichkeit, in die Haut einer Migrantin zu schlüpfen. Wir hoffen damit einen Beitrag zum besseren Verständnis von MigrantInnen und ihrer Situation und zum Abbau von Diskriminierung geleistet zu haben.

Khatera, Graz



Das Buch ist zu Ende
die Diskriminierung von Menschen geht weiter
die Notwendigkeit dagegen anzukämpfen
In gesellschaftlichen Strukturen
in anderen
und in uns selbst auch
– wer fängt den Ball auf?

Herbert (D): Ich sehe viel Kälte.

Ovidiu (RO): Ich sehe schwarz und weiß, das Thema der Diskriminierung.

Bożena (PL): Ich assoziiere mit diesem Bild die große Kraft des Wassers, die eine natürliche ist, der wir begegnen. Im Kontext der Diskriminierung hieße dies, dass wir weder die Kraft des Wassers, noch die Spalte vermeiden können. Und das ist einerseits sehr schwer, weil wir die Zerstörung durch die Kraft nicht verstehen, aber auf der anderen Seite entsteht eine neue Landschaft. Irgendwie ist die Diskriminierung in unser Leben eingeschlichen, so wie die Spalte zum Gletscher gehört. Oder vielleicht ist es nicht unbedingt die Diskriminierung, sondern die Veränderung, die damit verbunden ist.

Matheus (PL): Das was mir ins Auge fällt, sind die beiden Seiten, die eine Einheit waren und die durch irgendeinen Grund getrennt wurden. Da entstehen zwei Teile; ein Teil ist die Diskriminierung und der andere Teil die Antidiskriminierung. Sie sind ganz ähnlich, aber sie sind dennoch gespalten.

Agnieszka (PL): Das dominierende Gefühl für mich, war die Angst und die Kälte, die aus dem Bild strahlt. Ich habe darin die Diskriminierung gesehen. Die Spalte macht Angst, sie beunruhigt, sie ist fremd und ich weiß nicht, was mich dort erwarten wird. Die Ganzheit wurde geteilt. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder ich komme näher oder ich entferne mich, aber beide Wege sind unbekannt und machen mich ängstlich.

Ibrahim (TK): Für mich ist das Weiße auf dem Bild die Freundschaft und das Herz des Menschen. Jeder Mensch ist geboren, von der Mutter, ganz rein. D.h. wird erst mit den Dingen, den schmutzigen Dingen unrein. Hier sehe ich ein gebrochenes Herz, ein krankes Herz. Wir sind es, die dieses Herz teilen, die Gesellschaft, es teilt sich nicht von allein.

Auszug aus Interpretationen zum Bild:
„Gletscherspalte“ von Christine Brehm, Warschau 2011

Herausgeber:
CIL, Christliche Initiative Internationales Lernen e.V., Frankfurt a.M.
SOMM, Graz
KARAN, Warschau
Karatay HEM Erwachsenenbildungszentrum, Konya

Wir danken dem Grundtvig-Programm der Europäischen Union



Programm für
lebenslanges
Lernen

2011-2013

Die Not mit denen, die anders sind

